Wildcat 80

Winter 2007/2008

Neuer Preis!
kostet €4,-
(im Ausland €5,-)

80-seitige Beilage
»Unruhen in China«

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.infoladen-urgent-blaut-leipzig

Lokführer planen neuen Anschlag auf die Volkswirtschaft!

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Strike Bike

Deutsche-Bahn-Edition

GDL-Streik +++ Bike Systems Nordhausen +++ Anti-G8-Bewegung nach Heiligendamm +++ Arbeiten für VW: Auto 5000 +++ Bosch-Siemens-Hausgerätewerk: nach dem Streik +++ Interview: Organizer für ver.di +++ Warenform und improvisierte Musik +++

Waltzing Matilda

Once a jolly swagman camped by a billabong
Under the shade of a Coolibah tree
And he sang as he watched and waited 'til his billy boiled
»Who'll come a-Waltzing Matilda with me?«

Waltzing Matilda, Waltzing Matilda
»Who'll come a-Waltzing Matilda with me«
And he sang as he watched and waited 'til his billy boiled
»Who'll come a-Waltzing Matilda with me?«

Down came a jumbuck to drink at the billabong,
Up got the swaggy and grabbed him with glee,
And he sang as he stowed that jumbuck in his tucker bag
»You'll come a-Waltzing Matilda with me.«

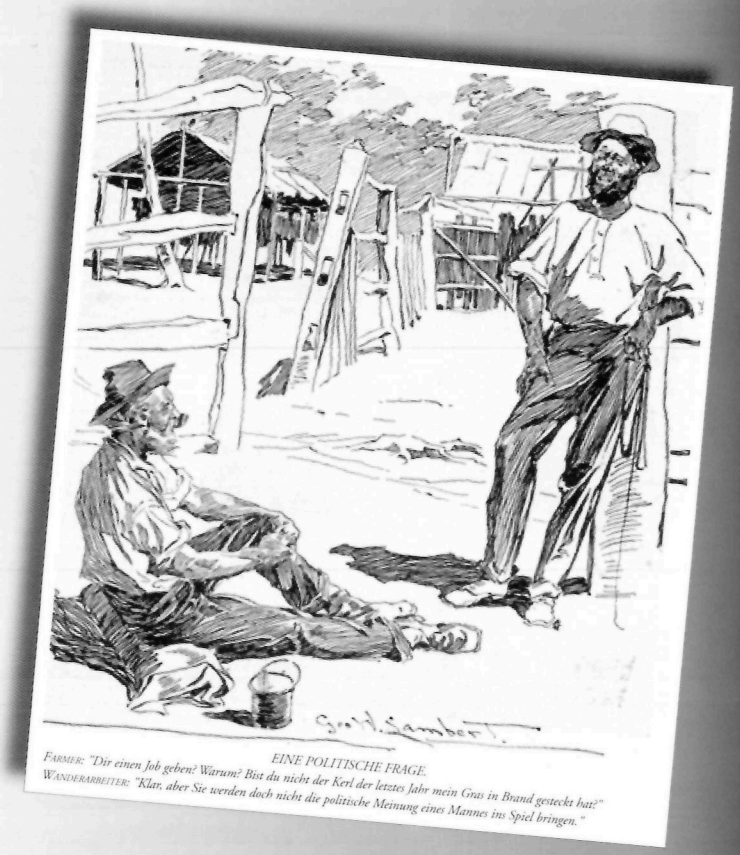
Waltzing Matilda, Waltzing Matilda ...

Down came the squatter, mounted on his thoroughbred
Up came the troopers, one, two, three,
»Who's that jolly jumbuck you've got in your tucker bag?«
»You'll come a-Waltzing Matilda with me.«

Waltzing Matilda, Waltzing Matilda ...

Up got the swaggy and jumped into the billabong,
»You'll never catch me alive,« said he,
And his ghost may be heard as you passed by that billabong,
»Who'll come a-Waltzing Matilda with me?«

Waltzing Matilda, Waltzing Matilda ...



EINE POLITISCHE FRAGE.

FARMER: "Dir einen Job geben? Warum? Bist du nicht der Kerl der letztes Jahr mein Gras in Brand gesteckt hat?"
WANDERARBEITER: "Klar, aber Sie werden doch nicht die politische Meinung eines Mannes ins Spiel bringen."

swagman – *Wanderarbeiter*
billabong – *Wasserloch*
billy – *Teekessel*
Matilda – *Name für sein Bündel*
Waltzing Matilda – *'auf der Walz', auf Wanderschaft sein*
jumbuck – *Schaf*
tucker bag – *Proviantbeutel*
squatter – *Viehzüchter*
thoroughbred – *Rassepferd*
trooper – *Polizist*

Einige hundert Versionen soll es inzwischen von der *Waltzing Matilda* geben, jenem 1895 von Andrew B. »Banjo« Paterson getexteten Folk Song, der oft als heimliche australische Nationalhymne bezeichnet wird. Hier werden die meisten ihn mit ganz anderem Text von Tom Waits oder Rod Stewart kennen.

In dem Lied geht es um einen im Outback kampierenden Landarbeiter, der ein Schaf klaut und sich der anschließenden Strafverfolgung durch Selbstmord entzieht. Das bürgerliche Eigentum wird dabei zwar sanft in Frage gestellt, doch letzlich gilt der *Swagman* als Symbol der »australischen Freiheitsliebe« – dem folgend wäre die *Waltzing Matilda* lediglich ein kultureller Baustein zur Konstruktion einer »australischen Identität«. Der historische Subtext des Liedes sperrt sich jedoch gegen eine bürgerliche Eingemeindung.

Nach der Erschließung des australischen Hinterlands entstanden dort in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts riesige Farmen. Die mit britischem Kapital finanzierte Wollproduktion für den Weltmarkt versprach große Profite, sofern es den Wollbaronen gelang, die elenden Lebensbedingungen des Landproletariats aufrecht zu erhalten.

Die ArbeiterInnenbewegung sparte jedoch den fünften Kontinent nicht aus, bald schon folgte der Organisierung in der *Union* ein Aufschwung der Kämpfe. Den ersten Höhepunkt gab es 1891 im *Great Shearer's Strike*, bei dem Tausende militanter Landarbeiter Teile von Queensland an den Rand des Bürgerkrieges brachten und erst Hunger und Militär nach Monaten den Streik erstickten.

Der Gegenschlag der Schafzüchter folgte 1894, als diese gut vorbereitet daran gingen, schlechtere Löhne und Arbeitsbedingungen durchzusetzen - auch schon, um der *Union* das Kreuz zu brechen. Die Kampfansage wurde verstanden, eine neue große Streikwelle erfasste rasch die Distrikte der Schaffarmen. Wie schon zuvor versammelten sich die Streikenden teilweise bewaffnet in Camps, um vereint widerstands-, aber auch aktionsfähig zu sein.

Die Richtigkeit dieser Streiktaktik zeigte sich immer dann, wenn ein von den Schafzüchtern organisierter Streikbruch verhindert werden musste. So enterten am 26.8.1894 Streikende den Raddampfer Rodney, der eine Anzahl verhasster *Scabs* (Streikbrecher) auf dem Darling River zu den Farmen bringen sollte. Nachdem die *Scabs*, mehr oder weniger freundlich überredet, die Rodney verlassen hatten, wurde das Schiff kurzerhand angezündet und versenkt.

Kurz darauf griff am 2.9.1894 eine Gruppe Streikender, mit angeführt von Samuel »Frenchy« Hoffmeister, die Dagworth Station an, in der *Scabs* eine Schafschur vornehmen sollten. Es fielen Schüsse, und letztlich ging der Stall wie viele andere vor ihm mitsamt den Schafen in Flammen auf.

Hoffmeister wurde als »Rädelsführer« ausgemacht und eine Prämie von 1000 Pfund auf ihn ausgesetzt. Die Hetzjagd sollte nicht lange dauern – in die Enge getrieben durch den Farmer Bob Macpherson und drei Polizisten, wurde Hoffmeister am 3.9.1894 tot am Four-Mile Billabong aufgefunden. Dort soll er sich selbst erschossen haben, nachdem er zuvor noch einige Dokumente verbrannt hatte.

Bemerkenswert, dass »Banjo« Paterson die Inspiration zur Waltzing Matilda ausgerechnet auf Macphersons Farm bekam, nachdem ihm dort die Geschichte erzählt und die Orte der Handlung gezeigt wurden.

Inhaltsverzeichnis

Endlich volkswirtschaftlicher Schaden!
zum Bahnstreik 5

Aus dem Stegreif
Erfahrungen aus der Produktion des Strike Bike 8

»...am Sonntag haben wir Freigang«
Mobilisierung bei Auto 5000 in Wolfsburg 11

»Ich habe auf Euch gewartet«
Nachverhandlungen bei BSH – Interview 17

»Eure eigene Gewerkschaft...«
Uraufführung des Films zum BSH-Streik 2006 19

»New Labour« – »New Gewerkschaft«
Kritik am Organizing, Teil II 20

Am Lagerfeuer in Reddelich...
Thesen, Interviews, Fragen zu Heiligendamm. 24

A new morning changing weather...
Kampf an den Amper Kliniken AG in Dachau 37

Company Work vs. Patrizier auf Plünderzug
Exkurs zu Derek Bailey 40

Beilage »Unruhen in China«

Die Geister der Geschichte
Bauern, WanderarbeiterInnen, Stadt und Land
Gesichter der Wanderung
Arbeits- und Lebensbedingungen, Organisierung
Wanderarbeit in Tianjin
Interviews mit ArbeiterInnen
Die unglückliche Arbeitergeneration
Proteste der städtischen ArbeiterInnen
Arbeiterinnen im maoistischen Patriarchat
Die Generation der Frauen der Kulturrevolution
Eine gescheiterte Revolution?
Die Bewegung von Tian'anmen 1989
Adam Smith in Beijing
Buchbesprechung Giovanni Arrighi
China und Indonesien
Gemeinsamkeiten und Unterschiede
Unbequeme Filme in unbequemen Zeiten
Chinesisch für Sozialrebellen, Buchtipps,
politische Karte, Geschichtsdaten

Neue Preise!
Einzelheft 4 Euro, im Ausland 5 Euro, im Abo 3 Euro,
für Weiterverkäufer (ab 8 Expl.) 2 Euro.
Details auf Seite 43

Dezembersonne

Gerade schreiben wir das **Editorial**, da kommt eine SMS aus einer Autofabrik: »Hey, in Deutschland ist der Stahl aus. In vielen Werken – auch bei uns – beginnt die Produktionsruhe eine Woche früher...«

»Wir müssen propagandistisch viel mehr drauf rumreiten, dass diese Produktionsweise nicht einmal die Rohstoffe herstellen kann, die sie am dringendsten braucht (Erdöl, Stahl..)!« »Ja, und die Ressourcen sogar zerstört! Wasser, Klima... An der Stelle war die G8-Mobilisierung (**S. 24**) inhaltlich richtig schwach!« »George Caffentzis schrieb neulich, wenn wir nicht klarmachen können, dass hinter *peak-oil* der Klassenkampf steckt, wird es eine reaktionäre Debatte.« »Das sieht man schon am Wort des Jahres 2007: *Klimakatastrophe*...« »... erst auf Platz 6 kommt »Lustreisen!«

Nur weil der ehemals »linke« Industriesoziologe M. Schumann in der *FR* vom 25.1.2007 eine Lanze für Peter Hartz brach?? »Hartzens *Auto 5000* (**S.11**) ... stellt den bisher erfolgreichsten Weg dar, in der deutschen Autoindustrie neue Jobs zu schaffen... Arbeitsplätze in einer zukunftsfähigen, innovativen Fabrikorganisation. Die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit wurde dadurch erreicht, dass alle Beschäftigten aktiviert wurden – nicht durch gute Worte, sondern durch reale Vorteile, also Verbesserungen in der Arbeitsorganisation.« Wie sagen die KollegInnen von der *Amper Klinik* (**S. 37**) so richtig? »Wer jahrelang die Augen verschließt, braucht sich nicht wundern, wenn er irgendwann den Dingen hinterher läuft und die Initiative von anderen ausgeht.«

In Nordhausen bei *Bike Systems* galt der Spruch zunächst andersrum: die ArbeiterInnen hatten bis zum Schluss gearbeitet und sogar noch die Maschinen verpackt. Seither haben sie sich aber mit dem *StrikeBike* noch tapfer aus das Affäre gezogen. Mit »Selbstverwaltung der Produktion«, wie es viele linke Gruppen dort reinfantasiert haben, hatte das allerdings wenig zu tun. (**S. 8**)

Um auf die Begrenztheit und Widersprüchlichkeit solcher Kämpfe hinzuweisen, benutzen wir das Wort »Arbeitskämpfe« – soweit wir wissen ein Novum in der *Wildcat*. Wir haben uns immer gegen den Begriff gewehrt und stattdessen von »Arbeiterkampf« gesprochen, um deutlich zu machen: wenn ArbeiterInnen kämpfen, dann geht es immer um »alles«, ums ganze Leben, um die Sehnsucht nach einem anderen Leben. Die Gewerkschaften »ökonomisieren« solche Kämpfe – wenn es ihnen gelingt! – auf Lohnprozente. Wenn auch die ArbeiterInnen selber diese Grenze nicht infrage stellen, die Mobilisierungen von Anwälten und Gewerkschaften ausgedacht sind, scheint es uns passender, von »Arbeitskämpfen« zu reden, Kämpfe *um* (und nicht gegen!) Arbeit.

Wir haben endlich mal wieder eine *Wildcat*, in der beide Seiten vorkommen: *movement* und *labour*, und das ist toll! Aber so wie Heiligendamm eine »Mobilisierung« und noch keine Bewegung war, bleiben die Kämpfe in den Betrieben im Rahmen des »Arbeitskampfs«. Sie haben zwar die Kraft, die Linke zu reaktivieren (in Nordhausen gaben sich *alle* linken Gruppen »die Klinke in die Hand«), aber nicht die Kraft, sie neu zusammenzusetzen (jede Gruppe bleibt bei ihrem Stiefel).

Der *BSH*-Streik (siehe die letzten beiden Hefte) war ein widersprüchlicher Lernprozess, der am Ende abrupt gestoppt wurde. Über ein Jahr später hatte nun der Streikfilm Premiere, der leider genau diesen Lernprozess nicht aufgreift. (**S. 19**) Wenn überhaupt kommen die Hauptpersonen, die ArbeiterInnen, nur mit kurzen persönlichen Statements zu Wort, nie mit politischen Überlegungen. Kein Interview (**S. 17**), das sie Resümee ziehen lässt. Auch der neue Hype bei den Gewerkschaften, Organizing (**S. 20**), ist ein *top-down*-Ansatz – für Linke mit Uniabschluss eine Alternative zur akademischen Reproduktion?

Die Lokführer (**S. 5**) bringen die Idee von der Wirksamkeit des Streiks in die öffentliche Debatte zurück und öffnen Handlungsspielräume. Gerade bei globalisierter Produktion und *just-in-time* können Streiks effizient und wirkungsvoll sein. Der *GDL*-Streik ist korporativ, aber er bricht die Fixierung auf ein Gemeinwohl auf, das ansonsten mit Geldakkumulation gleichgesetzt wurde.

»Nun kann man sagen: Wenn da jeder käme! Ja, soll doch jeder kommen! Sollen ... doch ein paar TV-Techniker das Fernsehen lahmlegen, sollen die Bauern Milch und Korn eine Zeit für sich behalten, sollen die Arbeiter am Band den Schraubenschlüssel zur Seite und den Betrieb lahm legen. Sollen ... die Dachdecker nach dem nächsten Sturm sagen, nein, ich komme lieber nicht, sollen die Kassiererinnen bei Aldi und die Kassierer in den Tankstellen das Tippen verweigern. Was da alles lahmgelegt werden kann! Und was wird dann passieren? Es wird sich herausstellen, dass viel mehr Leute viel wichtiger sind, als sie gedacht haben.« (Kommentar in der *FR*) Dafür sind die Streiks im Einzelhandel ein gutes Beispiel! Seit Juni gab es 1500 Streiks mit über 100 000 Streikenden. Am 13. November waren allein in Berlin über 4000 Leute am Streiken. *Ver.di* arbeitet mit schriftlichen Streikeinladungen und war überrascht, dass Leute anriefen, die nicht angeschrieben worden waren: Sie wollten auch streiken! Es gibt sowohl starke Mitgliederzuwächse als auch eine Eigendynamik (eigene Telefonketten, gegenseitige Absprachen...). Ein ehemaliger *ver.di*- Funktionär machte sich Sorgen: »Hoffentlich können wir die Erwartungen erfüllen!«

Offiziellen Zahlen zufolge verdienten im April 2007 525 000 Leute mit Vollzeitarbeit so wenig, dass sie aufstockendes ALG II bezogen. Auch vor diesem Hintergrund haben Kämpfe und Lernprozesse im Einzelhandel (bundesweit 2,6 Millionen Beschäftigte, davon 700 000 geringfügig Beschäftigte) eine große Bedeutung.

Die Beilage »Unruhen in China« hat eine eigenständige Redaktion verfasst, die sich vor allem die massenhafte Proletarisierung in China angeguckt hat. Es hat nicht alles auf 80 Seiten gepasst, der Rest ist auf der *Wildcat*-Website im »Dossier China« nachzulesen.

An der Stelle müssen wir das Schreiben unterbrechen und schnell los in die Stuttgarter Innenstadt: die VerkäuferInnen streiken! Schon aus der Ferne hören wir einen höllischen Lärm. Vor der *H&M* Filiale stehen etwa 50 Streikende mit Transparenten. Ein Gewerkschaftssekretär legt sich am Mikro mächtig ins Zeug, die meisten singen mit: »Wir wolln mehr Kohle sehn, wir wolln mehr Kohle sehn...« Jungs türkischer Herkunft, die sich absolut am Mikro gefallen und einen ganz neuen Stil in diese Veranstaltungen bringen. Die große Mehrheit der Streikenden ist jung und kommt aus Migrantenfamilien. Zettel mit selbstgedichteten Liedern machen die Runde.

Sie streiken seit drei Wochen. Morgens stehen sie vor dem Laden und verteilen Flugis (Standard-*Ver.di*-Flugi) an die Passanten. Kaum eine Kundin lässt sich davon abhalten, in den Laden zum Einkaufen zu gehen. Zwei Wachmänner gewährleisten freien Zugang. In dieser Filiale streiken die meisten VerkäuferInnen – bis auf ein paar »Talente«, die ihren Aufstieg nicht gefährden wollen. Der Ladenbetrieb läuft mit *H&M*-VerkäuferInnen aus anderen Städten, »StreikbrecherInnen!« Einer schlägt »intelligentes Einkaufen« vor: in einen *H&M*-Laden gehen, Ein-Euro-Artikel kaufen, mit großen Scheinen bezahlen, und dann in der anderen Filiale wieder umtauschen.

Die Belegschaft dieser Filiale ist ausgesprochen guter Stimmung. Von 130 Beschäftigten arbeiten nur 30 Vollzeit, aber die meisten sind schon seit mehreren Jahren hier. Die Filiale gibt es seit elf Jahren, seit zehn Jahren haben sie einen Betriebsrat. Der mache seine Arbeit, Kündigungen bei Krankheit gehen nicht durch. Ein Verkäufer der höchsten Gehaltsstufe hat 1200 Euro netto. Die Frühschicht beginnt um 7 Uhr, obwohl der Laden erst um 10 Uhr aufmacht. Spätschicht geht bis 20 Uhr, donnerstags länger. Alle klagen über den Stress bei der Arbeit, »nicht vergleichbar mit anderen Läden!«, vor allem Kassieren sei der Hammer.

Um halb zwölf geht's zum Gewerkschaftshaus. Davor warten schon Hunderte von VerkäuferInnen (70-80 Prozent Frauen) aus ganz Baden-Württemberg: *IKEA, OBI, real, Schlecker*. Bei *IKEA* Walldorf streikt ein Drittel; letzte Woche haben sie mal ohne Vorankündigung gestreikt, das hat gesessen! Der Streik heute ist seit gestern angekündigt, die Unternehmen konnten sich vorbereiten, deshalb sind die meisten Läden offen. Bei *real* sieht's finster aus, sehr viele Leute mit befristeten Verträgen, die aus Angst nicht streiken, da nur die Hälfte übernommen wird (bei Festeinstellung rutschen sie eine Gehaltsgruppe höher).

Wieder kurze Kundgebung – keine Reden, nur gemeinsame Gesänge. Dann geht es in einem Demo-Zug von sicher 2000 Leuten Richtung Bahnhof, ein ziemliches Spektakel, leider nicht in der Fußgängerzone, sondern auf der Durchgangsstraße, wo es praktisch keine Fußgänger gibt. Die größte Sorge der gewerkschaftlichen Streikordner ist, dass wir erst über die Straße gehen, wenn die Fußgängerampel grün ist...

Stuttgart, 7. Dezember

Endlich volkswirtschaftlicher Schaden!

Verhandlungspause im Streik der Lokführer. Seit Sommer hatten sie mit wachsender Popularität in ihren Streiks immer wieder vorgeführt, was Arbeitermacht in einem zentralen Sektor bewirken kann. Sie schienen nicht nur – stellvertretend für viele – in der Lage zu sein, den arroganten Mehdorns, Piëchs und Ackermanns eine Grenze aufzuzeigen, sondern endlich mal wieder mit einem Streik deutliche Verbesserungen rauszuholen, reale Lohnerhöhungen und Zurückfahren der Flexibilisierung.

Deshalb war der Arbeitskampf der *GDL* (Gewerkschaft Deutscher Lokführer) populär. Nicht nur aus Umfragen, auch beim Flugblattverteilen an Pendler konnten wir das erleben: Trotz Pressehetze, vollen U-Bahnen und längeren Wartezeiten wuchs zum Streikhöhepunkt Mitte November die Zustimmung. Es beginnt sich Widerstand gegen die mittels der Zersplitterung der Belegschaften durchgesetzten neuen Bedingungen herauszukristallisieren, auf denen der Boom der deutschen Wirtschaft in den letzten Jahren basiert.

Der Streik der Lokführer hätte zum Zündfunken werden können. Aber dieses ungeheure *Potenzial* des Kampfs wurde nicht gehoben. Die Streiks wurden von der *GDL* defensiv und extrem zögerlich geführt. Trotzdem entwickelten sich keine autonomen Ansätze, keine eignenen Streiks. Hinter dem Vertrauen der Lokführer in die Organisation »*GDL*« steckt kein Standesdünkel, sondern eine noch zu beantwortende Frage: Wie kann eine völlig flexibilisierte Belegschaft, wo jeder zu einer anderen Zeit anfängt und aufhört, wo man örtlich voneinander getrennt arbeitet, gemeinsam diskutieren und handeln? Es gab außerhalb des Streiks und der verstreuten Streiklokale keine Orte der Betriebsversammlung – weder für die Lokführer alleine, noch für Fahr- und Bahnpersonal insgesamt.

Wir haben erst im letzten Moment noch etwas zum Streik bei der Bahn geschrieben – denn in den Monaten vorher war es uns kaum gelungen, Kontakt zu Streikenden zu bekommen. Angesichts der Stärke, allein durch Arbeitsniederlegung etwas gegen die Unternehmer durchsetzen zu können, schienen sie gar keine Öffentlichkeit zu brauchen. Erst während der letzten längeren Streiks haben die BahnerInnen dann angefangen, sich öffentlich zu zeigen. So haben wir doch noch einiges aus erster Hand mitgekriegt und am 6. Dezember ein Interview gemacht. Zunächst aber eine Sammlung von Informationen aus persönlichen Gesprächen in verschiedenen Städten, dem Eisenbahnforum und anderen Quellen.

Zersplitterung

1994 wurde das Staatsunternehmen Bahn in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Seither wurde sie in fast 200 »Töchter« und unzählige betriebliche Untereinheiten aufgesplittert (das Fahrpersonal ist über 360 eigenständigen EVUs – Eisenbahnverkehrsunternehmen – zugeordnet). Diese Auslagerungen haben verheerende Konsequenzen für Löhne und Arbeitsbedingungen. Während die Produktivität um 180 Prozent gesteigert und die Personalkosten um 28 Prozent gesenkt wurden, hat der DB-Konzern fast jeden zweiten Arbeitsplatz abgebaut, insgesamt rund 150 000. Momentan unterhält die DB AG etwas über 100 Tarifverträge in den einzelnen Sparten, Branchen und Bereichen. Zwar brüstet sich *Transnet*, als fast einzige Gewerkschaft die tarifliche Trennung zwischen Ost und West aufgehoben zu haben, aber die größten Trennungen innerhalb einer Berufsgruppe bestehen zwischen Ost und West, da die ehemaligen Reichsbahner der DDR keine Beamten sind – deren Anteil im Westen recht hoch ist. Viele ehemalige Reichsbahner arbeiten im Westen, das bedeutet: Zweitwohnung und/oder lange Pendelwege, um soziale Kontakte zu pflegen. Die »31-Prozent«-Forderung der *GDL* zielt auf eine Angleichung der Nettolöhne von Beamten und Angestellten und würde somit auch zu einer »regionalen Angleichung« führen. Die *GDL* war 2002 aus der Tarifgemeinschaft mit *Transnet* und *GDBA* ausgestiegen, als diese den Einstieg in regional gestaffelte Tarifverträge durchsetzen wollten. Die von *Transnet* betriebene Zersplitterung des Flächentarifvertrags ist mit ein Grund für die Wandlung der ehemaligen Berufsgewerkschaft *GDL* in eine Spartengewerkschaft.

»Sicher ist mal, dass man durch die Abnahme der körperlichen Belastung den Job wesentlich stressfreier gestalten könnte, wenn man nicht alle Freiräume durch die Rationalisierung bis zum Erbrechen zusammenkürzen würde.«

(aus: Eisenbahnforum)

Eisenbahnforum
www.eisenbahnforum.de

Flugblattverteilen

Berlin, 12.10.2007
Die Flugis gingen gut weg; wenn es *feedback* gab, dann eher positves. Ich hatte zwei Diskussionen mit Leuten, die den Streik bzw. die Lohnforderung ok fanden, aber sich darüber aufgeregt haben, dass die Pendler drunter leiden müssen. Eine meinte: »Die müssten was Spektakuläres machen: dem Mehdorn in die Fresse hauen oder wie in Frankreich: richtig streiken!«

Köln, 13.10.2007
Wirklich beeindruckend war der hohe Grad an Zustimmung zu dem Streik, was ich so nicht erwartet hätte. Manche fragten, ob die Flugis für oder gegen den Streik seien und nahmen sie erst, als sie erfuhren, dass sie für den Streik sind.

Lohnspaltung
»Was soll denn das Gerede von der Einheit, die gibt es doch schon lange nicht mehr, ich als Beamter verdiene 1000 Euro mehr im Monat, über diese Spaltung hat sich bisher nie jemand aufgeregt.« Ein Beamter am 8.11.07 auf dem Güterbahnhof Gremberghoven, Köln

»Ich gehe davon aus, dass bei einem nächsten Streik, die Kollegen allein Diskussionsgruppen bilden werden und das ›jetzt und hier‹ diskutieren werden. So war es bei den letzten Streiks, dass die Kollegen selbst viel diskutiert haben und aus dem Reden nicht rausgekommen sind. Es stand nie einer länger als fünf Minuten allein mit seinen Gedanken da.«
(ein streikender S-Bahner)

Arbeitszeiten und Arbeitsverdichtung

Während die meisten nicht fahrenden Angestellten der Bahn feste Schichtzeiten haben, muss das Fahrpersonal äußerst flexibel arbeiten. Planstellen haben immerhin eine feste Schichteinteilung nach einem dreimonatigen Plan. Die sogenannten »Rollierer« dagegen haben keinen Dienstplan, sondern es stehen nur die Ruhetage fest: »Ich erfahre erst bis zu einem Tag vorher, was ich am nächsten Tag machen muss.« Eine Schicht kann zu jeder Tageszeit beginnen und enden. Zwischen den Schichten müssen lediglich elf Stunden liegen, was bis zu zweimal hintereinander auf nur neun Stunden gekürzt werden kann. Dadurch sind rückwärts rollierende Schichtfolgen möglich, eine enorme körperliche Belastung! Bei Zugverspätung darf eine Schicht sogar bis zu vierzehn Stunden lang sein. Im Güterverkehr sind die Fahrpläne nicht so festgelegt wie im Personenverkehr, so dass selbst Planschichten kurzfristig geändert werden können.

Durch die extrem dünne Personaldecke werden die Schicht- und Jahresarbeitszeiten länger, weil Überstunden nicht abgefeiert werden können. Es gibt keinen Ersatz mehr, wenn man während einer vielstündigen Fahrt aufs Klo muss. Zusätzliche Aufgaben wie Kundeninformationen, »Störungsmanagement« usw. müssen übernommen werden. Das verwässert die Pausenzeiten. Die unregelmäßigen Arbeitszeiten haben auch Auswirkungen auf den Zusammenhalt der Belegschaft, höchstens durch Zufall trifft man mal einen Kollegen in der Pause.

Der Unternehmer verstärkt den Stress durch immer weitere Kontrollen, etwa durch als Fahrgäste getarnte Kontrolleure: »Und die finden dann immer irgendwas, wofür sie dich abmahnen«. Gleichzeitig verfällt die Infrastruktur für das Personal: Viele Bahnhöfe haben keinen richtigen Pausenraum mehr, sondern ein »verdrecktes Loch«.

Weniger belastende Arbeitsplätze für ältere oder gesundheitlich angegriffene Kollegen gibt es nicht mehr. Während der Kampf der Lokführer stark von diesen miesen Arbeitsbedingungen motiviert ist, setzt die GDL diese als Verhandlungsmasse ein. ■

Gewerkschaften
Die *GDL* ist mit etwa 35000 Mitgliedern (80 Prozent davon sind Lokführer) weit kleiner als *Transnet* (270000) und *GDBA* (65000). Sie gilt als älteste deutsche Gewerkschaft und vertritt die Mehrheit der Lokführer bei der Deutschen Bahn und den Privatbahnen. Während des Streiks gab es allein bei den S-Bahnfahrern 200 Neumitglieder. In München sind massenhaft StraßenbahnfahrerInnen eingetreten. Beim Fahrgastpersonal insgesamt dominieren noch *Transnet* bzw. *GDBA*, deshalb fallen nun die Zug-, die Gastronomiearbeiter, die Bordtechniker, die Wagenmeister, die fahrenden Reinigungskräfte und besonders die Zugbegleiter, von denen nicht wenige mitgestreikt haben, bei dem Verhandlungsergebnis raus.

»Wir haben ganz schön was in Bewegung gesetzt«

Die GDL hat sich auf eine freiwillige Friedenspflicht bis Ende Januar eingelassen. Wie wurde das aufgenommen?

Kai: Den meisten Kollegen ist gar nicht bewusst, dass die »freiwillig« ist; sie wissen nicht, dass wir rein rechtlich gesehen weiter streiken könnten.

Rolf: Das ist der ungeschriebene Kodex der westdeutschen Funktionäre: »Wir haben nie während der Verhandlung gestreikt.« Sobald man das mit den Kollegen bespricht, ist der Tenor eindeutig: »Wie? freiwillig – det brauchen wa nich, wir müssen weiter Druck machen!«

In Berlin seid ihr zum Großteil »Ossis«...

Kai: Das liegt zum großen Teil daran, dass wir keine Beamten haben. Der Osten als Osten ist nicht kämpferischer als der Westen. Nur, die alten eingefahrenen Strukturen gab es hier nicht, die *GDL* ist im Osten frischer, die *Transnet* wird hier heute noch als Nachfolgeorganisation des *FDGB* gesehen. Die Lokführer hatten ne Alternative, die nicht viele hatten.

Die GDL war mit der Streikleitung oft überfordert. Ihr beide habt in den letzten Wochen selbst einiges gerissen: Wie beziehen sich Eure Kolleginnen und Kollegen auf Euch?

Rolf: Wir gehören ja trotzdem zur *GDL*, wir sind Unterstützer, Inspirator, »Querdenker«... Aber wir haben ganz schön viel in Bewegung gesetzt, nicht nur innerhalb der *GDL*, vor allem bei den Kollegen, das müssen wir auch erstmal begreifen.

Kai: Wir waren viel unterwegs und haben mit vielen Kollegen gesprochen. Die merken dann: »Die sind aktiv, die könnte man mal fragen«. Wir haben nen Vorteil gegenüber den Funktionären: Die bekommen vom Vorstand die Weisungen und von unten den Druck, da müssen sie immer abwiegen. Wir sind kein Brückenelement zwischen Vorstand und den eigentlichen Gewerkschaftern, wir können freier agieren. Höchstens die *GDL* kann uns Stress machen, falls wir ihr zu kritisch sind. Wir sind bestrebt, dass die Basis wächst, dass wir die Köpfe, die es bei uns gibt, aktivieren.

Rolf: Das muss ja nicht heißen, dass die Struktur [*GDL*] aufgelöst wird, sondern dass das alte Denken – die Gewerkschaften hätten so und so zu funktionieren – aufhört.

Kai fährt von Berlin aus bundesweit Güterzüge für die Railion.
Rolf fährt S-Bahn in Berlin.
Beide sind in der GDL organisiert, bekleiden aber keine Funktion.

Habt Ihr vor, selbst für Funktionen in der Gewerkschaft zu kandidieren?

Rolf: Ne, da verliert man Kraft, das sehe ich an den Funktionären, was da für Kraft über die Struktur gebunden wird. Die werden teilweise bewusst so eingesetzt, dass sie nicht mehr »querdenkerisch« aktiv werden. Es ist wichtiger, aktiv querzudenken, als nur ein kleiner Mitläufer zu werden.

Wenn Ihr auf die letzten Wochen zurückblickt, was ist gut gelaufen?

Kai: Der Moment, den Kampf zu beginnen, war gut gewählt. Der Forderungskatalog fand zu 100 Prozent die Unterstützung der Kollegen. Vor zwei, drei Jahren war die Stimmung noch anders, jetzt ist den Leuten bewusst, dass Personalmangel herrscht und ihre Arbeitskraft gebraucht wird!

Rolf: Die andere Seite ist der Druck des Arbeitgebers. Immer mehr Kollegen mussten Einschränkungen bei Lohn und Arbeitszeiten hinnehmen. Viele Ältere, die teilweise noch Dampfloks gefahren sind, leiden zudem unter der massiven Dequalifizierung der Arbeit. Und die Äußerungen der Konzernvertreter, wie Frau Suckale, haben angesichts der realen Arbeitsbedingungen und Schichtpläne wie ne Ohrfeige eskalierend gewirkt.

Was ist schlecht gelaufen, was müsstet Ihr beim nächsten Mal besser machen?

Kai: Man hätte die Leute vorher schulen müssen: Wie geht ne Streikleitung, wie argumentiere ich, welche Rechte habe ich, wie kann ich gegenüber Bahnhofsmanagern auftreten. Zu Streikbeginn sind Flugis verteilt worden, aber das ist doch keine Streikvorbereitung.

Rolf: Wenn das alles besser gelaufen wäre, dann wären wir – als Aktivisten – gar nicht notwendig gewesen, wir hätten uns lediglich eingebracht. Wir sind erst aus den Mängeln entstanden, ob es Organisierung, Information oder Planung betrifft...

Wie ist es zur Demo am 15.11. zum Hauptbahnhof und zum DB-Tower gekommen?

Rolf: Die Kollegen haben immer bemängelt, dass nichts passiert. Durch das Hausverbot des Unternehmers durften wir ja nicht mal im Bahnhof auftreten, deshalb entstand die Idee einer Demo. Dann kam der lange 48-stündige Streik, doch innerhalb der *GDL* war nichts organisiert. Am Tag vorher in der Geschäftsstelle war so'n Trubel, bei den Funktionären ging die Idee wahrscheinlich rein und raus. Dann half der Zufall, einer von uns nahm das klingelnde Telefon ab, SAT 1 suchte für ne Reportage streikende Lokführer, jemand antwortete: »Morgen um 9 Uhr am Hauptbahnhof!« Die Entscheidung war gefallen. Einer hat sich schlau gemacht: Demonstrationsrecht, Anmeldung. Donnerstag um 3 Uhr wurden im Streikbüro die Kollegen informiert: »Ey, um 8 Uhr gehen wir raus und machen ne Demo« – »Geil, super« bis dann unser OG-Leiter da war: »was, wie, aber, aber...«. Doch das Ding lief schon an, Kollegen und Presse wussten Bescheid, die Demo war angemeldet, einer hat noch die Fahnen geholt und dann haben wir das losgemacht.

Das waren nur S-Bahnfahrer. Am Freitag haben sich dann Aktive aus mehreren Ortsgruppen zusammengesetzt. Wie ist es dazu gekommen?

Rolf: Ja, eben aus dem Kampf selber heraus. Man hört voneinander, fängt an, über Sachen zu quatschen, der eine denkt wie der andere, und so bildet sich dann ne kritische Gruppe.

Am Freitag lief bei uns (S-Bahnern) drei, vier mal der Film über den Streik der französischen Bahnfahrer 1995, die Leute waren begeistert »Verdammt, warum machen wir das nicht?« Sie wollten wieder raus, doch von der *GDL* war niemand da. Aber nun hatten wir ja Erfahrung: »Kein Problem, hier sind Tüten, fahrt mal los und holt Infomaterial, nicht reden sondern machen!« Und dann sind die Leute los und kamen irgendwann wieder mit strahlenden oder nicht so strahlenden Gesichtern, je nachdem wie die Erfahrungen draußen waren. Immerhin haben sie sich nicht mehr versteckt, sondern selber was gemacht und Flagge gezeigt. Dann ging das schon parallel, wir haben von der OG Hbf gehört, die haben eigene Aktionen gemacht, und da war nichts koordiniert. »Das müssen wir doch zusammenfassen«, haben wir gedacht. Noch am Freitag sind welche von Meldestelle zu Meldestelle gefahren und haben versucht, Leute zu finden, um beim nächsten Mal gemeinsame Aktionen zu machen. Leider hat es seitdem keinen weiteren Streik gegeben...

Kai: Aber der Kampf ist nicht vorbei, die Unternehmer versuchen, den Gewinn zu steigern und die Löhne zu drücken, wir können uns da nicht auf den Lorbeeren ausruhen. Es ist immer gut, was zu erreichen, aber es wird weiter gehen. ■

Videoclips zum Streik auf **Kanal B:** http://kanalb.org

Es gibt vier Ortsgruppen der GdL in Berlin, OG genannt: OG-S-Bahn, OG-Hauptbahnhof (überwiegend Kollegen vom Fernverkehr: Lokführer, Gastro und Zugbegleiter, aber auch von S-Bahn, Regio, Railion und Privatbahnen), OG-Pankow (überwiegend Railion), OG-Schöneweide (überwiegend Regio).

Aus dem Stegreif

Erfahrungen bei der Produktion des Strike Bike

Interview Mitte November 2007

In der letzten Ausgabe der Wildcat haben wir im Artikel »Wie lang ist der bürokratische Gang?« unsere Eindrücke aus der »besetzten Fahrradfabrik Nordhausen« beschrieben. Nach ein paar Wochen Sommerloch kam mit der Produktion des Strike Bike neues Leben auf das leere Werksgelände. Seit dem 1. November befinden sich nun fast alle – ein paar wenige haben einen neuen Job – in einer achtmonatigen Transfergesellschaft. Das Strike Bike aber hat die bundesdeutschen Grenzen überwunden – in Polen, England, Frankreich etc. spricht man von den ThüringerInnen, und einige der 1800 Fahrräder wurden europaweit verschickt.

Stark gekürzte Fassung eines längeren Gespräches Mitte November mit Lars, das in ganzer Länge auf unserer Website zu lesen ist.

»Wie lang ist der bürokratische Gang?« Eindrücke aus der besetzten Fahrradfabrik Nordhausen.
in: Wildcat 79, Sommer 2007

Euer Kampf hat ein sehr breites Echo gefunden. Welche Unterstützergruppen kamen zu Euch?

Vom ersten Tag an waren die *Linkspartei* und die IG Metall da. Die haben uns unheimlich unterstützt, sie haben mit uns Flugblätter und Pressemitteilungen entworfen und bei sich gedruckt, und haben uns bis zum bitteren Ende begleitet. Das *Café Libertad* aus Hamburg hat uns anfangs ein Grußschreiben und eine Kiste Kaffee geschickt mit der Aufforderung, wenn sie uns weiterhin mit Kaffee unterstützen können, sollen wir uns melden. Das haben wir dann auch gemacht. Zugegen waren auch ziemlich früh schon Leute von der *Vierten Internationalen* Leipzig, vom *RSB*, die waren auch zum Schluss nochmal da und haben einen Dokumentarfilm gedreht, den wir irgendwann noch zu sehen bekommen. Mit die ersten waren auch die *Jour-Fix*-Gewerkschaftslinken aus Hamburg, die uns viele wertvolle Tipps gegeben und unsere Solikontonummer im Internet veröffentlicht haben. Dann waren Leute von *Attac* Leipzig bei uns, die haben diesen Film über die Werksbesetzung in Argentinien gezeigt. Und Leute von der *MLPD* haben sich vorgestellt, Infomaterial verteilt und natürlich ein, zwei Berichte in ihrer Zeitung über uns gebracht. Genauso wie der Rest.

Aus Nordhausen haben sich sämtliche Parteien bei uns die Klinke in die Hand gegeben: die *SPD* mit der Oberbürgermeisterin, *CDU*, *Grüne* und *FDP*; die *FDP* hat von vornherein gesagt: »Wir können für Euch parteilich nichts tun, aber unterstützen euch praktisch mit einem Frühstück für die Belegschaft«. Viele gemeinnützige Vereine haben uns unterstützt. Essen gab es z. B. vom *Horizont*- und vom *Lift*-Verein und der *Nordhäuser Tafel*. Es gab auch ein paar Begegnungen abends und nachts, da sind ein paar sehr links angehauchte Jugendliche vorbei gekommen und haben gesagt: »Wenn Ihr fertig seid mit der Besetzung und müsst raus, dann besetzen wir das Ding, aber dann richtig!«

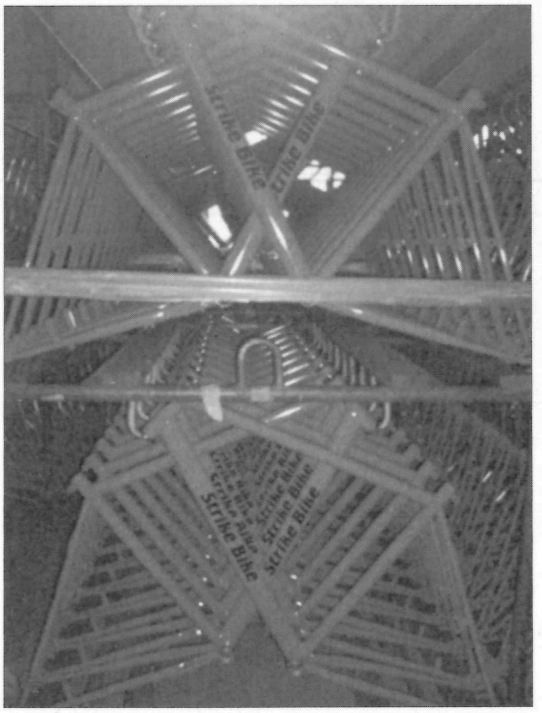
Wir waren eigentlich für alles offen und haben uns alles angehört, auch das, was diese Gruppen politisch verbreiten wollten. Deshalb hatten wir auch immer sehr viel Infomaterial, und ich kann nicht sagen, dass da was dabei war, was uns abgeschreckt hätte, oder wo ich sagen würde, mit den Leuten will ich nichts mehr zu tun haben. Wir sind auch nicht überrannt worden.

Die *FAU* trat als Organisation in Erscheinung, als wir den Plan gemacht haben für das *Strike Bike*. Das war im September, wo das dann richtig konkret wurde und wir dann auch Besuch hatten von Leuten aus Frankfurt, Hannover, auch aus der *Radspannerei* in Berlin-Kreuzberg und vom *Café Libertad*. Und auch viele andere Gewerkschaften und Betriebsräte aus ganz Deutschland hatten wir zu Besuch. Leute von Bosch-Siemens waren da, die damals auch diesen Streik gemacht haben, bzw. nicht aus der Belegschaft, sondern der eine, der damals die Streikzeitung gemacht hat.

Habt ihr euch dadurch, dass ihr die BSH-Geschichte kanntet, von vorn herein weniger auf die IG Metall verlassen?

Nein. Wir haben uns insgesamt sehr auf die IG Metall verlassen. Am Anfang war die IG Metall sehr hilfreich, ohne die hätten wir gar nicht gewusst, wie wir das Ganze anfangen sollen. Deshalb kann man auch im Nachhinein nicht sagen, weil wir die *BSH*-Geschichte dann kannten, haben wir uns ablehnend verhalten. Das hat die IG Metall im Nachhinein selber herausgefordert oder sagen wir begünstigt, dass viele Leute sich dann gefragt haben: »Warum bin ich hier überhaupt eingetreten und warum haben die so mit uns gespielt?«

Und dann gab es noch das leichte Geplänkel zwischen IG Metall und *FAU*. Je mehr die IG Metall über sich selbst gestolpert ist, desto mehr Spitzen haben sie von unseren Sympathisanten und auch der *FAU* über Internet zu spüren bekommen. Das haben die sich dann aber so zu Herzen genommen... Das war im Prinzip so einer großen Gewerkschaft unwürdig, dass man sich so aufgeilt an irgendwelchen Meldungen einer *FAU*. Normalerweise müsste man da drüber stehen.



Die Idee der Strike-Bike-Produktion kam von zwei Leuten des Café Libertad, die Euer Anwalt dann kontaktiert hat. Der hat auch den Verein »Bikes Nordhausen. e.V.« angemeldet, der offiziell die Räder baut. Kannst du den Verein kurz beschreiben?

Wir haben über 100 Mitglieder. Eine der Grundvoraussetzungen war, dass man über den Verein gewerblich tätig sein darf, das war ja die Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt Fahrräder bauen können. Jetzt im Nachhinein, wo die Produktion abgeschlossen ist, dass man noch einen Aufhänger hat, wo man sich treffen und auch weiterhin irgendwas gemeinsam machen kann.

Wir haben einen Vorsitzenden, der hat vorher in der Montage gearbeitet. Im Betriebsrat war er nicht, aber er war so in Anspruch genommen von der Aktion, dass er freiwillig auf seinen Urlaub verzichtet hat. Er war ja unabkömmlich und es musste doch vorwärts gehen. Dann haben wir eine stellvertretende Vorsitzende, die hat eine ganz wichtige Funktion gehabt, und zwar war sie für den Einkauf zuständig. Auch bei der Aktion lief der Einkauf und das Ordern sämtlicher Teile über sie. Dann haben wir noch einen Kassenwart und noch einen Stellvertreter. Der Verein hatte eine Gründungssitzung mit allen Mitgliedern, danach hat sich nur noch der Vorstand getroffen. Das nächste Treffen mit allen Mitgliedern findet im ersten Quartal 2008 statt.

Der Verein agierte unabhängig vom Betriebsrat. Letzterer bestand aus sieben Mitgliedern und hat sich dann stückweise geöffnet, so dass auch einige Nichtmitglieder teilgenommen haben, um eine breitere Basis zu haben. Es durften aber nicht alle zu den Sitzungen. Man brauchte ja auch noch Leute als Ansprechpartner, die ständig draußen sind. Wir waren ständig draußen, aber es gab unter den ArbeitnehmerInnen Leute, die das eine oder andere besser können oder mehr in der Materie stecken als andere, und da hat man die auch mit eingebunden. Warum soll man die Leute versauern lassen auf dem Hof?

In dem Verein gab es ja eine Art Entscheidungsgremium, das die Schichten eingeteilt und die Arbeitsplätze festgelegt hat. Wie kam man da rein und wer war das?

Wir haben das individuell gemacht. Das haben die ehemaligen Vorarbeiter gemacht, die ja auch relativ normale Arbeiter waren, die waren ja nichts Besseres, die kennen ihre Leute am besten. Selbst wir als normale Arbeiter haben gesagt, wir machen das genau so, wie wir damals gearbeitet haben, weil da sind wir ja bestens zurecht gekommen. Du brauchst selbst bei einer Woche Selbstverwaltung Leute, die Teile ranholen und sich um die Organisation kümmern. Aber da muss man zu sagen, das war aus der Not heraus, dass wir nicht so viel Zeit gehabt haben, um viele Sachen auszudiskutieren, bzw. um erstmal unseren Weg zu finden. Wir haben im Prinzip genauso weiter gearbeitet, wie wir damals gearbeitet haben, bloß dass wir zum ersten Mal wussten, wofür. Es gab ja einen guten Stundenlohn und es hat auch viel mehr Spaß gemacht. Zum anderen: warum soll man denn Kollektive, die zum Teil Jahrzehnte lang zusammen gearbeitet haben, auseinander reißen? Die kennen sich doch am besten, wie z.B. wir am Montageband, wir sind ein gutes Team, die meisten sind Mitglieder des Vereins. Einige – vor allem aus dem Büro - waren auch gar nicht Mitglied des Vereins. Die haben sich gesagt: »Nö, das machen wir nicht.« Oder: »Wir sind gerade nicht da, haben Urlaub«. Viele waren auch ArbeitnehmerInnen, die keine Lust hatten oder irgendwas anderes machen wollten. Es ist ein wunderschöner Ansatz, die Selbstverwaltung, aber manchmal wie in unserem Fall muss man Kompromisse machen, indem man alte Strukturen belassen hat, weil die sich bewährt haben.

Über Euch wird überall als die besetzte Fabrik geredet, die in Selbstverwaltung weiter produziert. Das ist nicht ganz falsch, aber ...

Nee, es ist nicht falsch und es ist auch nicht richtig. Was wir gemacht haben ist, wir haben uns selbst vewaltet. Wir haben eine Produktion aufgezogen – ohne Geld und aus dem Stegreif. Das ist uns gelungen. Viele Gruppen hatten uns angetragen: »Warum macht ihr euch nicht selbständig? Könnt ihr euch nicht vorstellen, so was wie in Argentinien auch zu machen?« Erstmal konnten wir uns das gar nicht vorstellen und können es eigent-

lich auch immer noch nicht. Die Idee z.B. mit dem *Café Libertad*-Kollektiv Hamburg – das sind acht Mitarbeiter, die den Laden in Selbstverwaltung machen. Acht! Auch die besetzten Betriebe in Argentinien haben ganz andere Voraussetzungen. Die haben ihren Betrieb besetzt, weil den Leuten gar nichts weiter übrig blieb, denen ging es ums nackte Überleben. Innerhalb Deutschlands so eine Selbstverwaltung mit 130 Mitarbeitern zu machen ist illusorisch.

Was hat Euch das Strike Bike rückblickend gebracht?

Mit dieser *Strike-Bike*-Sache haben wir national und international auf uns aufmerksam gemacht. Wir haben viele Solidaritätsschreiben bekommen, viele Bestellungen auch aus dem Ausland undundund. Die Woche war so ein Austesten, wie es hätte werden können, wenn es geklappt hätte. Das war sehr gut, die ganze Sache auszuprobieren – ohne Stress, ohne Hast mit einer wirklich sehr guten Qualität. In erster Linie haben wir das auch für uns gemacht. Hätten wir die Sache nicht angefangen am 10. Juli, dann wären die ersten jetzt schon in der Arbeitslosigkeit. Und dadurch, dass wir das Ganze als Betriebsversammlung haben laufen lassen, haben wir auch gezeigt, dass es diese Gesetzeslücke immer noch gibt und dass man damit ganz schön lange durchhalten kann.

Was lief gut und was lief schlecht? Was würdet ihr wieder so machen und was würdest du sagen, müsste man anders machen?

Es gab viele, die klipp und klar gesagt haben, was wir hier machen ist Kinderkram. Wir tun doch gar niemandem weh. Ich würde beim nächsten Mal auf alle Fälle mit der ganzen Sache früher anfangen. Wir hätten wem weh tun können, wenn wir aus der laufenden Produktion heraus angefangen hätten, als wir noch Material gehabt und noch produziert haben. Dann wäre es um *MIFA* Aufträge gegangen und richtig um Kohle! Es war auch ein gravierender Fehler, dass wir sämtliche Materialien, die die *MIFA* erworben hatte, haben abtransportieren lassen, ohne was dagegen zu machen.

MIFA
Mitteldeutsche Fahrradwerke in Sangerhausen, für die BikeSystems in der Vergangenheit Fahrräder montiert hat. Bei MIFA sind die Löhne sehr niedrig, weshalb niemand von BikeSystems dort anfangen wollte.
siehe *Wildcat* 79

Einer von Euch hatte bei unserem ersten Treffen Lust, zur MIFA zu fahren. Du ja auch. Aber er meinte, es gäbe hier Entscheidungsstrukturen und man könne so was zwar vorschlagen, aber es würde deswegen noch lange nicht gemacht und er bekäme Ärger, wenn er das einfach so mache. Bei unserem zweiten Besuch wollte keiner mehr. War das ein Unterordnen unter die Leute, die das entscheiden?

Was ein Fehler war: wir haben schon viel geredet, aber man hätte sich konstruktiver und viel mehr austauschen müssen. Man hätte die Entscheidungsstrukturen früher aufbrechen und sich mehr öffnen müssen und nicht nur im kleinen Gremium des Betriebsrats viele Sachen regeln sollen. Noch mehr mit den Leuten draußen. Man hat sich ja während der ganzen Werksbesetzung immer drauf verlassen – irgendwie werden die das schon regeln. Dass man dann irgendwann in seinen Entscheidungen und dem, was man sagen und nicht sagen kann, eingegrenzt ist durch irgendwelche Zwänge oder Missstände innerhalb des Betriebsrats, war natürlich nicht förderlich. Und dass viele Vorschläge von Seiten der Belegschaft kein Gehör gefunden haben... gut... würde man nicht wieder so machen.

Aber das war natürlich auch für jeden bequem, der da draußen gesessen hat! Der hat sich ganz einfach gesagt: »Na, die kümmern sich schon«. Man hat sich ganz einfach drauf verlassen, dass das funktioniert.

Wart ihr denn seitdem bei anderen streikenden Belegschaften?

Nein. Aber das hat nichts damit zu tun, dass wir das nicht gerne machen würden, sondern damit, dass viele von uns jetzt erstmal einen Schnitt machen wollen. Für viele findet jetzt eine Phase der völligen Neuorientierung statt, ein Leben nach *BikeSystems*, und das verarbeitet jeder anders. Es gibt natürlich Überlegungen und auch Anfragen von etlichen Gruppen, wo wir jetzt schon Termine gehabt hätten, die wir aber erstmal nicht wahr nehmen.

Ich meine eher Vernetzung zwischen Streikenden.

Nein, da sind wir nicht unterwegs. Ich glaube, einige sind sich gar nicht dessen bewusst, was in diesen 115 Tagen und vor allem während der *Strike-Bike*-Produktion abgelaufen ist und was wir eigentlich erreicht haben. Die haben sich einfach drauf gefreut, wieder Räder zu produzieren. Dass die Produktion auf absolute Solidarität aufgebaut ist und wir uns mit der ganzen Aktion einen Haufen Sympathie erworben haben, ist bei vielen gar nicht angekommen. ■

»Montag bis Samstag Auto 5000 – am Sonntag haben wir Freigang!«

Mobilisierung bei Auto 5000 in Wolfsburg

Der Artikel über Auto 5000 in der *Wildcat* 79 hat vor allem die Mythen um dieses »Zukunftsmodell« auf den Boden der Fabrikrealität geholt. Er endete mit der etwas lapidaren Feststellung, »dass die Belegschaft es überhaupt übernommen hat, die Tarifauseinandersetzungen in die eigenen Hände zu nehmen, spricht gegen das Bild der durch neue Arbeitsstrukturen und die entsprechende Ideologie eingelullten und entwaffneten Belegschaft.« In Gesprächen mit zwei ArbeiterInnen sind wir dem weiter nachgegangen.

In den Konflikten haben sich Organisierungsformen entwickelt, die teils »organisch« aus der Arbeitsorganisation, teils in spannungsvoller Beziehung zur Gewerkschaft entstehen. Letztere hat sich erst dadurch institutionell im Betrieb festigen können, dass sie die Organisierung der Basis aufgriff und in entscheidenden Situationen unter ihre Kontrolle brachte.

Gewerkschaftshierarchie und Betriebsrat konnten sich durch ein geschicktes Wechselspiel mit der Geschäftsleitung selber aus der Schusslinie der ArbeiterInnen nehmen, deren Hoffnungen enttäuscht worden waren. Aber die Auseinandersetzungen gehen weiter und brechen an scheinbar neuen Punkten nach einiger Zeit wieder auf. Elementare Auseinandersetzungen wie der Kampf gegen die ausufernde Arbeitszeit konnten 2006 zunächst durch Lohnzugeständnisse zurückgedrängt werden, tauchten aber ein Jahr später wieder auf. Und sie werden sich in Zukunft zuspitzen, denn die per »Mitbestimmung« abgesicherten Zumutungen in puncto Arbeitszeitverlängerung und -flexibilisierung werden weitergetrieben – mittlerweile wird über die Einführung einer vierten Schicht zur regelmäßigen Wochenendarbeit nachgedacht. Die Möglichkeit dazu ist im neuen Tarifvertrag festgeschrieben.

Nachfolgend der Zusammenschnitt eines Gesprächs mit den beiden ArbeiterInnen. Es schlägt den Bogen von der Tarifauseinandersetzung im Frühjahr 2006 bis zum Konflikt um zusätzliche Wochenendschichten im Herbst 2007. Zum besseren Verständnis haben wir zwischendurch zusammenfassende Kommentare eingefügt.

»Irgendwann interessiert dich nicht mehr die Technik, sondern wozu dich die Technik zwingt«
Interview zu VW: Auto 5000
in: Wildcat 79

Ende März 2006 lief der bisherige Projekttarifvertrag aus, die Verhandlung eines »normalen« Manteltarifvertrages stand an. Bis dahin war die Produktion immer weiter angezogen, das Arbeitstempo gesteigert und Wochenendschichten ausgeweitet worden. In dieser ganzen Plackerei blieb den Kollegen ein Mittel: »Krankheit«. In der Wildcat 79 haben wir beschrieben, wie die KollegInnen innerhalb der Teams versuchen, solidarisch mit chronisch Kranken zu sein und ihnen leichtere Jobs zu überlassen. Da dies jedoch an Grenzen stößt, liegt der Krankenstand mittlerweile bei 12 bis 13 Prozent. Dafür wird allen im Team Geld für »Fehltage« abgezogen.

Achim: Neben dem an die Unternehmensrendite gebundenen Bonus kriegen wir auch einen Leistungsbonus; der wird individuell berechnet. Dafür haben die vor den letzten Verhandlungen einen Irrsinnskatalog an Berechnungskriterien aufgestellt, mit bestimmt 20, 30 Unterpunkten. Die Nennwerte wurden in ein Computerprogramm eingegeben. Wichtig war der Geschäftsleitung vor allem Anwesenheit, Krankheitstage, Einschätzung vom Meister... und der Teamgesundheitsstand ist da auch mit eingeflossen. Ach ja, und die Kostenaufrechnung der einzelnen Gewerke. Du hast mehr bekommen, wenn die gesamten Kosten, die zum Beispiel durch Nacharbeit steigen, niedriger waren als die Kalkulation.

Ingrid: Das Team wurde mit dem Bonus gewissermaßen bestraft. Erst arbeitet es für die kranken Kollegen mit – dann wird dir beim Bonusunterpunkt Teamkrankenstand dafür Geld abgezogen. Da war natürlich der Ärger groß. Eigentlich hätten die sagen müssen: »Leute, super, trotz des Krankenstands habt ihr gut gearbeitet, ihr kriegt ein paar Euro mehr«. Aber das Team soll ja auf die Erkrankten einwirken, wieder zur Arbeit zu kommen. Es wird grundsätzlich nicht akzeptiert, dass Leute krank werden. Außerdem kannst du dir beim Betriebsarzt Medikamenten-Megapackungen abholen, dann hast du keinen Grund, zum Hausarzt zu gehen. Ich hole mir auch öfter Grippetabletten, wenn es mir nicht gut geht. Du bekommst Kopfschmerztabletten, Halsschmerztabletten, Nasentropfen, was weiß ich, so ne ganze Tüte voll.

»Wir mussten immer nur erbringen, erbringen, erbringen.«

Achim: Schon damals war die Stimmung in der Belegschaft so, dass die ihr Zeug sofort hingepfeffert hätten, egal was gewesen wäre. Alle sind fertig gewesen nach dieser Wahnsinns produktion 2005, wo wir irrsinnige Schichten gefahren haben: Samstag Frühschicht 6:30 Uhr bis 17:45 Uhr, dann Sonntag Anfahrschicht, wieder um 19:00 Uhr anfangen. Wir waren alle neu, hatten gleichzeitig angefangen, und wir mussten immer nur erbringen, erbringen, erbringen. Alles wurde immer mehr gesteigert: die Produktionszahlen, die Stückzahlen... Wir haben uns gefragt, wo das denn enden soll. Es hat nie jemand gesagt, bei 280 Autos pro Schicht ist Ende, sondern es war open end. Die Taktzeiten wurden immer kürzer. Und da dachten viele Kollegen, mit den Tarifverhandlungen würden sie für die ganze Maloche belohnt.

Um die Jahreswende herum wird viel über mögliche Forderungen diskutiert. Es geht um mehr Geld, die Abschaffung der Wochenendarbeit und indirekt die Arbeitsverdichtung und Arbeitshetze – Schluss mit der »Bestrafung von Krankheit« durch ein »ungerechtes« Prämiensystem. Die wenigsten kennen gewerkschaftliche Tarifrunden und sehen es als selbstverständlich an, die Verhandlungen selber zu führen. Auch wollen sie die Mitglieder der Tarifkommission (TK) wählen können. Nicht nur in den Gewerkschaftsgremien wird diskutiert, sondern direkt am Arbeitsplatz und auf den Teamsitzungen. Am 1. Januar tritt eine neu gebildete Tarifkommission zusammen.

Ingrid: Wir haben schon früh am Band darüber geredet, was wünschenswert wäre. Es waren auch viele Phantastereien dabei. Später ging es um konkrete Forderungen. Vor allem war es die unbeliebte Frühschicht am Samstag, sehr viele Kollegen sagten, dass sie die weg haben möchten. Viele kommen von weit her und wollen ihr Wochenende gern bei der Familie verbringen. Dieser Samstag ist ein Dorn im Auge.

Achim: Es war eine ganz heikle Zeit, es war ja unser erster richtiger Konflikt. Unser, d.h. der VW-Betriebsrat, hatte das Vorurteil, dass wir als ehemalige Arbeitslose und zusammengewürfelte Belegschaft nicht in der Lage wären, uns zusammenzurotten und für unsere Ziele zu kämpfen. Die haben gedacht, wir machen gar nichts, wir hocken uns hin und gucken zu, was passiert.

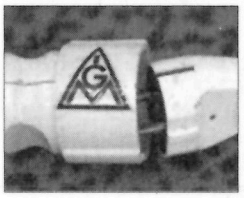
Ingrid: Ich habe am Band mitbekommen, dass sie untereinander geredet haben, was sie gerne hätten. Wir haben das in einer Teamrunde aufgeschrieben. Zu zwei anderen Teams bin ich hingegangen und wir haben abgemacht, uns vor der Schicht mal eine halbe Stunde zusammenzusetzen. Ich hab die Forderungen jeweils zu Papier

gebracht und anschließend alles nach oben gegeben. Wobei ich mich nicht berufen fühle, Sachen zu zensieren. Da standen ganz witzige Dinge drin, also so Sachen, wo du wusstest, das klappt nicht. Eine Frau schrieb: »Leute ab 35 müssen Normalschicht arbeiten dürfen«.

Es gab Leute von uns, die in der Tarifkommission gewesen sind, obwohl mir die nicht von Anfang an bekannt waren, denn das Auswahlverfahren ist nicht ganz normal gelaufen. Die eine Schicht hatte Leute gewählt, die andere Schicht wollte welche wählen und hatte Kandidaten aufgestellt. Aber dann sollte die Wahl plötzlich ein anderes Mal stattfinden und schließlich sind die Namen aus Versehen beim Betriebsrat irgendwie abhanden gekommen. Einige durften in ihren Schichten gar nicht wählen. Im Endeffekt sind ganz andere Leute reingekommen. Die Interessenten durften sich melden und sind dann von der IGM ausgewählt worden. Ich weiß, dass in anderen Firmen die Leute gewählt werden. Das wusste ich damals nicht, für mich war das mein erster Tarifstreit. Ich war nur hinterher enttäuscht, weil wir die nicht selber bestimmen konnten. Damit fing es an. Die Tarifkommission hat die Zettel ausgewertet – oder auch nicht. Es kam ein Flugblatt raus mit fünf Hauptforderungen.

Am 16. Februar präsentiert die Tarifkommission ihre Forderungen. Sie haben kaum etwas mit dem zu tun, was die Leute haben wollten, im wesentlichen handelt es sich um eine Übernahme des niedersächsischen Flächentarifs, ergänzt um die unabdingbare Forderung nach Abschaffung der Samstagsarbeit. Alle anderen Punkte werden summarisch unter »Prämiengestaltung« verhandelt. Daraufhin beginnt ein Verzögerungsspiel, das sich vier Monate hinzieht. Ende Februar stellt der Unternehmer Gegenforderungen. Im wesentlichen werden die Forderungen der Belegschaft einfach umgedreht: Aus »Keinen Samstag arbeiten!« wird »Mehr Samstage arbeiten!«, aus »Krankheit nicht bestrafen!« wird »Urlaub mit Krankheit verrechnen!«, aus »Mehr Geld!« wird »Nullrunde!« usw.

Die Leute sind schockiert und total sauer. Von der Tarifkommission wird ihnen gesagt, dass ein Streik zum jetzigen Zeitpunkt unklug sei. Ab und an erscheinen Flugblätter der IGM, in denen die Unnachgiebigkeit der Geschäftsleitung betont wird. Ende Mai soll endlich »Druck gemacht« werden. Am 14. Juni ruft die IGM schließlich für den folgenden Tag zu einem ersten Warnstreik auf, dem ein zweiter am 20. Juni folgt. Völlig überraschend feiert die IGM einen »Durchbruch«, die Geschäftsleitung sei eingeknickt. Im wesentlichen bringt dieser Erfolg mehr Geld – Erhöhung des Grundentgeltes sowie einen »Rentenbaustein« und eine veränderte Prämienregelung bei Zusatzschichten. Die Regelung bei der Wochenendarbeit wird nicht angetastet. Das Arbeitszeitkonto wird von 200 Stunden auf 400 Stunden ausgeweitet!



Ingrid: Es wurden die Forderungen gestellt, und dann kam die Antwort von der Geschäftsführung: Acht Tage Urlaub streichen, verpflichtende PDCA-Verbesserungsvorschläge, dafür gibt es bei uns keine Prämie. Die Spätschicht am Samstag nicht als Regelschicht, sondern weiterhin variabel mit verpflichtender Ansage – davon zukünftig 48 anstatt 30 – damit hättest du das ganze Jahr samstags arbeiten müssen; und noch x andere Sachen mehr. Ich hatte schon vorher auf einer VW-Betriebsversammlung ein paar Forderungen des Konzerns gehört und gedacht: »Oha, dort kriegen sie es nicht hin, dann versuchen sie es bei uns!« Die Kollegen haben mich erst für meine Skepsis belächelt. Und als dann diese ganze Scheiße auf den Tisch kam, sind die Leute echt vom Stuhl gekippt. Für uns war das so, wie wenn wir mit einer Wasserpistole kommen und die fahren gleich eine Haubitze auf. Du bist von Teams angesprochen worden: »Na, wann streiken wir denn? Lass uns auf die Straße gehen!« Ich habe gesagt: »Erstmal abwarten!« Weil wir gerade Autos auf Halde stehen hatten und ein Streik der Firma gerade recht gekommen wäre. Und da haben wir als Vertrauensleute gesagt, wir schauen erstmal, was bei den Verhandlungen rauskommt. Alle waren ein bisschen enttäuscht, aber man konnte es ihnen noch halbwegs deutlich machen. Das war blöde, weil sich die Aufregung gerne entladen hätte.

»Den Kollegen hat das immer alles zu lange gedauert«

Achim: Die Tarifkommission hat sich die ganze Zeit damit beschäftigt, die Erhöhung der Zahl der Samstagsschichten auf 48 abzuwenden, sich aber nicht drum gekümmert, dass der Samstag allgemein weg kommt. Darüber haben sich die Kollegen am meisten geärgert. Dabei war das auf den ersten fünf Punkten mit drauf gewesen. Alles andere wollte sie zwischendurch regeln, so dass sich da keiner weiter einen Kopf drum gemacht hat.

Die Gewerkschaft hat sich urlange Zeit gelassen. Im Zusammenhang mit der Einführung des Cross-Touran wollten sie den Zeitpunkt abwarten, wo sie die Geschäftsleitung am besten unter Druck setzten können: »Ihr wollt den Cross-Touran machen, also seht zu, dass ihr bei euren Forderungen an die Belegschaft zurück-

Das **PDCA-Verfahren** kommt aus der japanischen Kaizen-Managementphilosophie. Ein PDCA-Zyklus besteht aus vier Elementen:

Plan
Planung des jeweiligen Prozesses vor seiner eigentlichen Umsetzung

Do
Umsetzung der Planung

Check
Durch Soll-Ist-Abgleich werden eventuelle Abweichungen des realen Prozessablaufes identifiziert.

Act
Die Ursachen der festgestellten Abweichungen werden abgestellt, der Prozess kann wieder von vorne beginnen.

steckt!«. Die ersten drei Verhandlungen haben immer einen Monat auseinander gelegen. Den Kollegen hat das immer alles zu lange gedauert. Mir kam es auch so vor. Warum verzögern die das alles? Aber niemand meinte: »Wir arbeiten jetzt nicht mehr.« Das war nie die Frage, die stellt sich auch bis heute nicht. Da sagt keiner: »Wir schmeißen das jetzt hin oder wir machen ein bisschen langsamer.« Das ist nicht gelaufen, obwohl die Leute sich böse aufgeregt haben.

Die Vertrauensleute treten zu diesem Zeitpunkt eigentlich das erste Mal im Betrieb auf – es gab sie zwar schon seit Ende 2005 als »Kommunikationsbeauftragte«, aber bis zu den Tarifverhandlungen wurden sie von der Belegschaft nicht richtig ernst genommen. Nun übernehmen sie die zunehmend undankbare Rolle eines Mittlers zwischen Belegschaft und Betriebsrat. Nach dem ersten Unmut über die Zusammensetzung der Tarifkommission steigt ihre Bedeutung.

BI (Betriebsingenieure) heißen bei Auto 5000 die Meister.

Ingrid: Eine Vertrauensfrau hatte sich Motive für Buttons ausgedacht, und es wurde ein paar Wochen lang erfolglos versucht, die gedruckt zu kriegen, damit es auch mal so aussieht, als wenn was passiert. Auf einmal hieß es: »Die Button-Maschinen haben wir schon«. Ja cool, dann waren wir auch schon feste am Drucken. Teams haben Leute frei gespielt, um Buttons zu drucken und zu pressen. Da war im Büro richtig was los, da saßen immer drei bis sechs Leute. Die Kollegen haben die Buttons mit Begeisterung genommen, weil endlich mal was da war. Auch, um darzustellen, wo sie stehen. Es gab sechs, sieben verschiedene Buttons. Und es gab Leute, die hatten alle an ihren Jacken und Taschen hängen. Das war wie so ein kleiner Kult. Das hat Spaß gemacht. Das zieht sich bis heute noch hin. Später gab es auch T-Shirts. Die sind extrem beliebt. Die werden getragen, bis sie auseinander fallen. Vor allem die schwarzen, wo drauf steht: »Jetzt zeigen sie Flagge«, wo die Geschäftsführung als Piratenbande dargestellt ist. Die Kollegen finden das nach wie vor so. Es gibt Zeiten, da siehst du sie plötzlich alle mit diesen schwarzen T-Shirts rumlaufen. Gerade haben sie sich aufgeregt und gleich müssen sie es wieder anziehen. Das wirkt. Das waren so die ersten Sachen, zu denen sich der Betriebsrat hat breitschlagen lassen. Für mich war es so ein Gefühl von Breitschlagen.

Die Kollegen hat alles brennend interessiert, was mit den Verhandlungen passierte. Mein Team hat mich frei gespielt, damit ich von Team zu Team gehen und mit den Leuten reden konnte, wenn es was Neues gab. Ich konnte durch die Halle gehen, was erzählen und auch diskutieren. Das war unheimlich toll. Ich habe da das erste Mal das Gefühl gehabt, von der Belegschaft anerkannt zu sein. Dein Team muss das mittragen, für die Kollegen ist es wesentlich mehr Arbeit, wenn die so was machen, da müssen sie einen guten Grund für haben. Ich weiß noch, da habe ich mich abgehetzt wie irre und dann musste ich noch einmal über die Linie und meinte: »Ich bin noch nicht fertig.« Und die so: »Ohh, lass dir mal ruhig Zeit, geh mal langsamer!« Das funktioniert auch heute noch, aber man sollte das nicht ausnutzen. Das würde im Team schnell nach hinten los gehen. Du musst schon immer Einer unter Gleichen bleiben. Wenn du anfängst, in höheren Sphären zu schweben, bist du ganz schnell deinen Posten los.

Wenn der BI sieht, die können einen frei spielen, denkt der schnell: »Dem Team können wir ja locker mehr Arbeit aufdrücken!« Da musst du wahnsinnig aufpassen. Wenn du Ärger mit deinem BI hast, kannst du es vergessen. Der braucht dich nur erwischen, dann bist du angearscht.

Wichtig ist, dass wir viel kommunizieren, per Telefon. Da kriegst du mit, was in den anderen Abschnitten der Fabrik passiert. Wenn es ein Gerücht gibt, rufst du an und fragst nach. Wenn wir uns vernetzen, dann klappt das besser, dann merkst du auch, wie die Stimmung ist.

Achim: Die Geschäftsführung hat erstmal nicht damit gerechnet, dass »ihre Arbeiter« überhaupt was unternehmen. Die Geschäftsführung kennt uns genauso wenig wie der Betriebsrat oder die Gewerkschaft, weil die sich trotz der flachen Hierarchie kaum dort aufhalten, wo wir sind. Die Vertrauensleute haben sich nicht über das Maß hinaus engagiert; beim Transparente malen o.ä. wurden die Kollegen gebraucht, die die Ideen umsetzen. Unsere Vertrauensleute

müssen aber mehr persönliches Engagement erbringen als die bei VW. Das einzige, was es gibt, ist die Vertrauensleutesitzung, die wird zu 50 Prozent bezahlt, die andere Hälfte tragen sie selber. Alles andere müssen sie in den 30 Minuten vor der Arbeit oder in den Pausen machen.

Wie hat die Belegschaft die Auseinandersetzung um den neuen Tarif verarbeitet? Auf der Plus-Seite steht ein gestiegenes Selbstbewusstsein, der vermeintlich übermächtigen Geschäftsleitung standgehalten zu haben. Vielleicht ist es nicht nur ein messbares Punkten gegen einen Gegner, sondern auch die Erfahrung, dass sie durch den Konflikt Strukturen umgedreht haben, die im Arbeitsalltag äußerst repressiv wirken. Auf der Minus-Seite steht, dass die Kernprobleme, um die es ursprünglich ging, nicht gelöst worden sind. Die gewerkschaftliche Logik, die Produktivität der Firma zu steigern und dafür vielleicht ein paar Euro mehr zu »erkämpfen«, haben sie nicht durchbrechen können.

Achim: Die Tarifkommission hat das super hinbekommen, da kann man schon begeistert sein. Dass mit einem Mal die ganze Scheiße, die die Firma gefordert hatte, zurückgenommen wurde, das hat mich schon erstaunt. Wir fanden das alle toll, in dem Sinn: »Wir haben das irgendwie gemeinsam gerockt«.

Ich denke, es ist ein Unterschied, wenn du die Möglichkeit hast, bei Tarifverhandlungen mit deinen eigenen Aktionen wirklich Sachen zu verändern. Wo du auf die Straße gehst oder Buttons, T-Shirts druckst und trägst. Ich denke, beim nächsten Tarifstreit stehen die Leute wieder auf der Matte. Die Stimmung hat sich auf jeden Fall verschärft, ganz klar. Aber die hätten mit Sicherheit nichts unternommen, was gegen den Arbeitsvertrag verstößt. Die wollen schon alle ihre Arbeit behalten und haben schon Respekt. Da ist man ja auch eindringlich vor gewarnt worden. Ich denke, dass sie auf die Barrikaden gehen, wenn sie mehr gereizt werden. Wahrscheinlich eher als andere Belegschaften. Die Auto-5000-Belegschaft sehe ich schon als was Besonderes an. Welche Belegschaft hat schon zum gleichen Zeitpunkt angefangen! Der Zusammenhalt ist dadurch bei uns sehr groß, die Leute hängen einfach dicke zusammen. Für Neue mag das manchmal auch schwierig sein. Ich würde meine Kollegen als sehr kritisch und unheimlich aktiv bezeichnen. Viele von denen kommen aus dem Osten. Am Anfang hatten wir noch Schwierigkeiten, weil die ja nur die Einheitsgewerkschaft kannten und auf die Gewerkschaft nicht viel Wert gelegt haben. Heute sehen sich viele darin bestätigt, dass Vertrauenskörper, Betriebsrat usw. sowieso nichts bringt. Aber du brauchst keinen überreden, selber aktiv zu werden. Die machen sich Gedanken und diskutieren in den Teams über das, was das Unternehmen unternimmt, weil viele das hier als Zumutung empfinden. Die meisten sind schwer mundtot zu kriegen. Ich fühle mich da recht wohl. Alle bekommen praktisch das gleiche Geld und haben die gleichen Voraussetzungen. Wir sind schon ganz unten im Betrieb, und schlimmer kann es hier nicht werden. Deswegen ist jeder bereit zu kämpfen.

Der nächste größere Konflikt bricht Ende Juni 2007 aus, als drei Schichten wegen eines Streiks des spanischen Zulieferers GDX ausfallen und deshalb kurz vor dem Urlaub die tariflich vereinbarte Flexibilität abgefordert wird. Aufgrund des Drucks der Belegschaft werden die Nachholschichten schließlich auf den Oktober verschoben. Da aber hier schon alle möglichen Schichten für das neue Modell – den Tiguan – verplant sind, ist das Maß voll. Der Konflikt bricht in der Montage aus. Aber der Kampf gegen die verhassten Wochenendschichten wird vertagt: Die VKL setzt gegenüber der Geschäftsleitung eine Umfrage durch, welche Wochenendschicht denn gerade noch akzeptabel ist. Gerade diese Mitbestimmung führt dazu, dass die Leute individuell überlegen, ob für sie Samstag oder Sonntag besser ist – aber am Grundsatz wird nicht gerüttelt.

»Hier planen ein paar Leute einen Aufstand«

Ingrid: Im Juni sind an einem Tag drei Schichten aufgrund des Streiks in Spanien ausgefallen. Das Unternehmen wollte natürlich nacharbeiten lassen. Es wollte uns kurz vor dem Urlaub eine Samstag-Spätschicht reindrücken. Daraufhin haben wir Vertrauensleute telefoniert und rumgefragt: »Wie ist denn die Stimmung bei euch?« Durchweg kam: »Ganz schlecht!«. Die wollten nicht so hingeordert werden. Ein Team hatte sich zusammen ein Haus gemietet und wollte dort ein langes Wochenende verbringen. Jedenfalls hat das eine kleine Welle gemacht. Dann habe ich gesagt: »Ok, Kollegen, seht zu, dass Ihr e-mails an den Betriebsrat schreibt, dass das so nicht läuft, und ich schreibe selber auch noch was. Ihr müsst mich dafür mal freischaufeln.« Das haben alle akzeptiert. Zwei, drei Leute haben gesagt, sie würden das gerne mal lesen. Ich hab mehrere Vorschläge gemacht, wie man es anders regeln könnte. Das habe ich noch mit anderen abgesprochen und ab damit. Und tatsächlich haben sie den Samstag geknickt. Haben uns dann aber gleich nach dem Urlaub

Das Ampelspiel
»Am Anfang haben wir die Teamsitzungen richtig ernst genommen, das hat sich später abgeschliffen, da haben wir nur noch »das Ampelspiel« gemacht: »Qualität - wer ist für Grün?« und »Motivation - hat wer was zu sagen, will wer auf Rot?« Bei »Stückzahl« das gleiche Spiel. Das sind die drei Punkte, über deren Erreichen abgestimmt wird. Das eigentlich Wichtige ist die Motivation. Bei allem anderen haben die ihre eigenen Maßstäbe. Wenn die meinen, die Qualität ist schlecht, ist es unerheblich, ob wir alle mit »Grün« gestimmt haben. Nein, »Motivation« ist das einzige, was registriert wird. Da muss der Betriebsingenieur drauf achten, sein Bonus hängt auch davon ab, wie gut er sein Team motivieren kann.«
(aus *Wildcat* 79)

wieder eine Samstag-Spätschicht gegeben. Die macht ja keiner gerne, wegen Familie... Jedenfalls haben sich die Leute auch über *diese* Samstagspätschicht aufgeregt. Dann rief mich jemand aus der Montage an und meinte: »Hier planen ein paar Leute einen Aufstand, die haben ihre Motivationsampeln in der ganzen Montage auf rot gesetzt«. Mit der Begründung, dass sie keine Samstag-Spätschicht, sondern eine Sonntag-Nachtschicht fahren wollen...

Achim: Irgendwer ist auf die Idee gekommen: »Was bringt Aufmerksamkeit? Die beschissenen Ampeln! Mein BI wird sich drüber aufregen. Wenn es den anderen BIs auch so ergeht, dann wird das schon Aufmerksamkeit erreichen.« Die Kärtchen werden nämlich kopiert und nach oben gegeben. D.h., sie werden ausgewertet und jede Woche wird das Erfolgsquadrat im Intranet veröffentlicht. Das ist ein Viereck: Kosten, Motivation, Stückzahl, Qualität. Und wenn das Ding auf rot hüpft, dann schauen alle hin und wollen wissen, warum. Zumal die BIs nur eine bestimmte Menge an roten Ampeln bekommen dürfen, weil sich sonst ihr Bonus verringert. So wissen die Kollegen, dass sie ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit auf sich lenken können. Es ist ein doofes Maß, aber... es ist ein kleiner Aufstand.

»Wenn es um eine gemeinsame Sache geht, da ist die Montage ungeschlagen!«

Ingrid: Hat auch gut geklappt. Das ist rundum durch die Montage gelaufen, das sind Hunderte von Menschen, die sich im Team-Meeting geeinigt haben. Es waren auch noch einige Teams im Karosseriebau dabei, aber speziell in der Montage. Das Betriebsklima ist in den einzelnen Gewerken verschieden. In der Montage lastet der größte Ergebnisdruck auf den Leuten. Einerseits sind die Leute dort in den Teams untereinander gemeiner, wenn irgendwer dauernd krank ist oder nicht richtig kann. Aber wenn es um eine gemeinsame Sache geht, da ist die Montage ungeschlagen! Die Lackierer regen sich nicht so schnell auf. Im Lack gibt es am Wochenende die Option, dass sie zwei Stunden früher los können, da die ganze Technik runter gefahren werden muss. Das ist dann um 20 Uhr, nicht um 22 Uhr. Die Hoffnung hat in der Montage keiner.

Achim: In der Montagehalle sind sehr viele Leute auf einem Haufen, und da kann man schnell mal so eine Aktion machen. Das ist rasch koordiniert. In den Teamsitzungen waren einfach alle soweit, die Ampeln zu benutzen. Die Teamsprecher haben sich abgesprochen, damit auch der gleiche Grund auf dem Zettel steht. Das ging ganz schnell, weil die getrennten Teamräume fast alle nebeneinander liegen.

Ingrid: Wir haben zwar zunächst nichts erreicht. Später aber, als weitere Sonderschichten angesagt wurden, sind wir gefragt worden, ob wir eine Spätschicht oder eine Sonntaganfahrschicht wollen. Die VKL hat die Belegschaft gefragt und deren Votum ist übernommen worden.

Das *Soziologische Forschungsinstitut der Uni Göttingen* (SOFI), das die Projektphase von Auto 5000 »begleitet«, hatte noch im Sommer 2006 etwas zynisch bilanziert: *»Die Mehrheit der Beschäftigten bei Auto 5000 trägt trotz mancher Kritik im Einzelnen das Innovationskonzept mit. Und es hat sich eine Mitspielerbereitschaft in neuer betrieblicher Rolle bei Auto 5000 herausgebildet.«*

Inzwischen lassen sich die Konflikte nicht mehr unter den Teppich kehren. Aber bis heute ist es dem Unternehmer und der Gewerkschaft immer wieder gelungen, die grundlegenden Konflikte zu individualisieren. Ob das auch weiterhin gelingt, hängt nicht allein von der Belegschaft einer einzelnen Fabrik ab. Die Wut über die Wochenendschichten kocht auch in anderen Werken immer wieder auf. Die Lokführerstreiks waren vielleicht ein weiterer Baustein dafür, dass es für die Herrschenden schwerer wird, den Deckel auf dem Topf zu halten. ■

»Ich habe auf Euch gewartet«

Interview mit Dilek, die 23 Jahre bei BSH war und nach dem Streik gehen musste

Du bist schon im Februar von BSH aus zu Osram gegangen. Hat das der Betriebsrat für Dich geregelt oder musstest Du Dich bewerben?

Der Betriebsrat hat das geregelt, aber ich musste mich bewerben. Ich war schon sieben Tage in der Transfergesellschaft, dann hat es geklappt. Ich bin alleinerziehend mit zwei Kindern, deshalb hat mir der Betriebsrat geholfen. Es waren auch andere KollegInnen beim Vorstellungsgespräch, aber die haben wegen des geringeren Lohns abgelehnt. Ich habe gesagt: ich will nicht arbeitslos werden, ich muss arbeiten, weil ich keinen Mann habe. Insgesamt sind fünf zu Osram gegangen.

Wussten Deine neuen Kollegen, dass Du von BSH gekommen bist?

Nein, die dachten, ich komme von einer Leihfirma. Ich habe immer gesagt, dass ich von Bosch-Siemens komme. Dann haben sie gefragt, warum ich denn zu Osram gekommen bin, statt die Abfindung zu nehmen.

Wieviel Abfindung hättest Du bekommen?

101 000 brutto, aber draußen sind so viele arbeitslos. Ich bin 41. Man kann zwar Arbeit finden, aber meist ist der Lohn sehr niedrig. Ich wollte nicht unterschreiben. Aber da hätte ich klagen müssen. Meine Abfindung hätte ich vielleicht nach einem Jahr gekriegt und kurz drauf wäre ich Hartz IV-Empfängerin geworden. Ich hätte vorher alles ausgeben müssen! Deshalb habe ich für die Transfergesellschaft unterschrieben. Damals wusste ich noch nicht, dass mich Osram einstellt.

Waren Deine Kollegen von Osram bei Euch am Streikzelt gewesen? Das ist doch ganz in der Nähe?

Es waren welche von Osram da, aber ich erinnere mich nicht daran, wer das war. Bei Osram sind die ArbeitskollegInnen nicht so eng miteinander, das gefällt mir nicht. In meiner Gruppe sind wenige Ausländer, ich arbeite mit mehr Deutschen, Ostdeutschen zusammen. So langsam wird es besser.

Was hast Du bei BSH für eine Arbeit gemacht und was machst Du jetzt?

Bei BSH war ich Montiererin, ich habe alles gemacht, am Band, am Einzelarbeitsplatz. Bei Osram bin ich jetzt Maschinenbedienerin, ich baue Lampen. Es gibt hier keinen Akkord, aber wir müssen eine Stückzahl erreichen. Es gibt auch keine Zwischenpausen wie bei BSH. Brutto habe ich 1968 Euro, mit allen Leistungszulagen. Bei BSH hatte ich 2500. Netto sind es jetzt etwa 1350 oder 1400, vorher hatte ich zwischen 1550, 1600 netto.

Woher kommt dieser Lohnunterschied?

Bei BSH waren wir alle ganz alte Mitarbeiter, keine neuen. Die Frauen in meiner Gruppe bei Osram sind acht, zehn oder 15 Jahre da, ich war aber seit 23 Jahren bei Bosch-Siemens. Ich habe viele gefragt, wieviel sie verdienen, aber die sagen es mir nicht. Ich sage immer: ich verdiene so wenig! Und sie sagen: wir verdienen auch wenig.

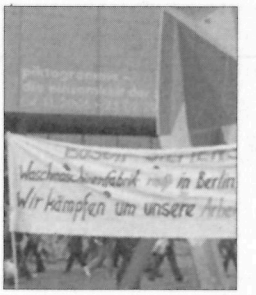
In unserem Sozialplan steht, dass der Lohnunterschied am Ende des Jahres von BSH ausgeglichen wird. Aber wir wollen, dass das monatlich geschieht. Wir haben Unterschriften gesammelt bei allen, die in anderen Siemens-Werken untergekommen sind, dass wir mit unserem Monatslohn nicht auskommen. Daraufhin hatten wir vor den Sommerferien alle Einzeltermine bei BSH. Man sagte uns, der Lohn würde ausgeglichen, aber auf der Basis von 2007 – da wurde bei BSH weniger verdient. Ich hab gesagt: ich war 2007 nicht bei BSH, es muss auf der Basis der letzten zwölf Monate gerechnet werden. Ich bin jetzt vor Gericht gegangen und habe geklagt, dass auf der Basis von 2006 gerechnet wird. Ich habe meinem Anwalt gesagt, dass der Betriebsratsvorsitzende und der VK-Leiter beim nächsten Termin dabei sein sollen. Die müssen wissen, ob sie für 2006 oder 2007 unterschrieben haben. Das lehnt der Anwalt von BSH ab. Lies mal... »Eine wieder belebte politische Diskussion wäre dem Mediationsverfahren ganz sicher nicht förderlich.« Da die Rechtsschutzversicherung das Mediationsverfahren nicht bezahlt, werde ich sowieso klagen müssen.

Wie lange zahlt Siemens den Lohnunterschied ?

Wir dachten: bis 2010. Bei Siemens hat uns aber niemand etwas gesagt. Mein Anwalt hat dann gesagt: wenn in diesem Paragraphen kein Datum steht, müssen sie bezahlen, solange Du bei Osram bist. Wenn ich bis zur Rente dort bin, müssen sie bis zur Rente bezahlen.

Nochmal zurück zum Streik. Bis wann hast Du denn daran geglaubt, dass Ihr es schafft?

Am letzten Streiktag waren wir mit dem Bus über Nacht in Ulm. Morgens beim Aufstehen habe ich gehört, dass zwei Leute aus unserer Gruppe bereits nach Berlin gefahren sind. »Aber warum denn?«, hab ich gefragt. »Die haben sich schon geeinigt.« Ich war schockiert. »Wie denn?« »400 bleiben, aber 200 müssen gehen.« Ich habe gedacht, das trifft mich nicht, weil ich seit 23 Jahren da bin. Aber nach dieser Einigung haben sie den Sozialplan geändert. Sie haben alle Montierer in eine Gruppe genommen, die Staplerfahrer in eine



Zum Streik bei Bosch-Siemens Hausgeräte in Berlin-Spandau:

»Wir wollten Geschichte schreiben«
Chronologie, Thesen, Interviews mit ArbeiterInnen in: *Wildcat* 78

»Das Beste seit langem in Deutschland«
Gespräch mit vier Arbeitern zehn Monate nach dem Streik bei Bosch-Siemens-Hausgeräte in: *Wildcat* 79

Gruppe, die Springer in eine Gruppe, die Gruppenkoordinatoren in eine Gruppe. Sie haben gerechnet, dass aus der Gruppe der MontiererInnen 200 gehen müssen.

Warum, glaubst Du, haben viele zugestimmt?

Viele dachten, es betrifft sie nicht, sie könnten weiter arbeiten. Hinterher haben sie erfahren, dass es sie auch trifft.

Wen es trifft, habt Ihr erst nach der Abstimmung erfahren.

Bis Ende Januar haben wir gearbeitet, dann haben wir die Briefe gekriegt. Aber wir haben nicht mehr gearbeitet. Ich war drei Wochen da, hab meine Karte durchgezogen, aber ich habe nicht gearbeitet. Einmal habe ich versucht, einen Trockner zu bauen, die zwölf Schrauben habe ich in einer Stunde gemacht. Ich hatte einfach keine Lust mehr zu arbeiten. Es waren schon viele da, aber sie haben nix gearbeitet. Danach gab es ein bisschen Druck, dass wir arbeiten müssen. Vor allem am Band gab es Druck

Was hättet Ihr anders machen können?

Vor dem Streik habe ich gedacht: entweder bleiben alle oder gar niemand. Dann sollen sie dicht machen, das wäre besser. Wir gehen alle zusammen.

Ihr hattet konkret diskutiert, dass Ihr auch ohne Gewerkschaft weiter streikt...

Ich wollte weiter streiken. Die IG Metall wollte den Streik nicht weiter unterstützen, ich hab gesagt: es geht auch ohne Geld, einen Monat mit Minus, warum nicht? Dann gehen wir zum Sozialamt wegen der Miete. Aber viele haben anders entschieden.

Hattet Ihr jeden Tag eine Streikversammlung ?

Ich war selten dort, denn ich war mit anderen Frauen beim Essen kochen. Bis 12 oder 13 Uhr waren wir weg. So haben wir gar nichts mitgekriegt. Deshalb hab ich dann gesagt, ich fahre mit dem Bus nach Westdeutschland mit, das ist besser.

Viele waren erstaunt zu hören, dass eine türkische Frau zwei Wochen mit dem Bus wegfahren will. Ich habe mich am letzten Tag entschieden, als ich vom Kochen kam. Ich habe eine neunjährige Tochter, damals waren Schulferien. Da habe ich sie zu meinen Eltern gebracht. Und später hat sie mein großer Sohn in die Schule gebracht. Die sind gut klar gekommen. Der Busverantwortliche hat zuerst gesagt: kein Platz, der Bus ist voll! Da bin ich zu Güngör [BR-Vositzender], und der hat dafür gesorgt, dass ich auch mit konnte. Ich habe mir zuerst ein Paar bequeme und warme Schuhe gekauft, egal was sie kosten. Ich hab alles ausgegeben für den Streik.

Solch eine Chance kriegt man nur einmal im Leben. Das wird nicht wieder kommen. Es war eine schöne Zeit einerseits, aber es war auch ganz schön stressig. Immer die Frage: können wir weiter arbeiten oder nicht? Während des Streiks hatte meine Tochter Geburtstag, aber ich hatte keine Zeit, zu Hause zu feiern, da haben wir Geburtstag im Streikzelt gefeiert.

Was hast Du Dir von der Busfahrt erwartet?

Ich habe gedacht, wir sammeln viel Unterstützung und erreichen, dass ganz viele dann nach München fahren. Es wären viele gekommen. Als wir zurück in Berlin waren, hat der Busverantwortliche gesagt, wir hätten die Busfahrt abgebrochen, weil wir nicht so viel Unterstützung bekommen haben. Aber das war nicht so. An manchen Orten war es nicht so gut. Aber zum Beispiel in Kamp-Lintfort, da war die ganze Stadt auf den Beinen, die wären bestimmt alle gekommen.

Im Film sagt Luis Sergio von der IG Metall, dass es in München peinlich wird, weil wenige kommen...

Es war alles ein Spiel, sie haben das schon ganz früh entschieden. In Eisenhüttenstadt haben wir Flyer verteilt, da haben uns Leute gefragt: »Wollt Ihr Werbung machen für die IG Metall?« Viele haben uns gesagt: die IG Metall verkauft Euch irgendwann. Wir haben gesagt: unser Betriebsrats-Vorsitzender ist gut, bei uns ist das nicht so. Aber bei AEG Nürnberg haben sie gesagt: Bei uns war das auch so, aber dann haben sie sich ohne unser Wissen geeinigt und viele mussten gehen. Bei Euch wird das auch so laufen.

Ich glaube, die haben schon vorher geplant, was passieren soll. Unser Streik war ein Spiel.

Was hast Du aus diesen vier Wochen gelernt? Was würdest Du KollegInnen raten, die im Streik sind?

Ich würde sagen: alle Leute müssen mitstreiken, sonst kann man nicht gewinnen. Bei uns haben nicht alle Leute mitgestreikt. Viele hat man nie im Streikzelt gesehen, erst bei der Abstimmung. Man muss diskutieren, immer da sein.

Vielleicht müsst Ihr bei Osram auch mal kämpfen?

Das hoffe ich nicht! Lieber so weiter arbeiten.

Wie ist es dort mit Betriebsrat und IG Metall?

Da ist es nicht so gut wie bei uns. Ich hatte schon monatelang dort gearbeitet, aber da ist nie einer zu mir gekommen. Dann bin ich allein ins Büro gegangen und habe gesagt: »Ich habe auf Euch gewartet.« Dann sagten sie, sie wollten mal einen Termin machen für uns alle. Aber jetzt bin ich seit neun Monaten da und nichts ist passiert. Auch die Versammlungen dauern nicht lange. Nach eineinhalb Stunden ist alles fertig. Und keiner sagt was. Die Versammlung ist in der Kantine. Ich saß ganz vorne, um alle ganz genau zu sehen. Die haben sicher gemerkt, dass ich von BSH komme. ■

»Eure eigene Gewerkschaft...«

Uraufführung des Films zum Streik bei BSH 2006

Leider erst über ein Jahr nach Streikende hat der Filmemacher Holger Wegemann aus 120 Stunden Material einen 82-minütigen Film geschnitten und nun in Berlin vorgestellt.

Zur Premiere am 2.12.2007 war ein Kino für 300 Leute angemietet. Filmemacher und Betriebsrat hatten alle eingeladen – am Ende kamen um die 80 Leute, ein Drittel davon (ehemalige) Belegschaft, der Rest UnterstützerInnen, Betriebsräte und Kollegen anderer Betriebe, auch zwei Lokführer waren da; kein »offizieller« Vertreter der IG Metall. Gelassene Stimmung im Foyer, alle schnatterten, Hände wurden geschüttelt und Schultern geklopft. Wir freuten uns, die Leute wieder zu sehen, die wir während des Streiks kennengelernt hatten. Aber viele hatten abgesagt, sie wollten sich das nicht nochmal anschauen: »Damit bin ich fertig!« Schade!

Der Film

Bilder von begeisterten Soli-Marschiererinnen, hochgestreckte Daumen, Worte der Begeisterung über die große Solidarität anderer Belegschaften. Die stärksten Szenen sind die aus dem Streikzelt vor und nach der Abstimmung über das Verhandlungsergebnis, wenn die Gewerkschaft die Arbeiterwut zu spüren kriegt und die Diskussionen untereinander sehr heftig werden. Kämpferische und ärgerliche Kommentare...

Der Film zeichnet den Streikverlauf nach, auch den Solimarsch quer durch die BRD, und dokumentiert am Ende den Abbruch des Streiks durch die Gewerkschaft.

Insgesamt hat der Film die unangenehme Tendenz, nur Politiker (Pau, Gysi, Wowereit ...), Würdenträger und Funktionäre (Gewerkschafter und BR-Vorsitzende) mit politischen Einschätzungen zu präsentieren, viel zu viele, fast könnte man meinen, *sie* hätten gestreikt! Den langen Ausführungen des Streikmanagements werden nur wütend polternde ArbeiterInnen gegengeschnitten.

Ziemlich einsam bleibt da Mauzer (BSH-Kollegin), die wütend über die Unterzeichnung der Einigung und den damit verbundenen Abbruch der Fahrt nach München ihre Streikweste wegwirft und sich dafür ausspricht, weiter zu machen. Nur Manfred und Sadettin, die immer wieder die Situation kommentieren, kommen als Personen vor, die selber Erfahrungen machen und zu politischen Aussagen fähig sind.

Es geht nicht nur um die eigene Haut
Der Streik der Belegschaft des Bosch-Siemens-Hausgerätewerks in Berlin gegen die Schließung

Film von Holger Wegemann
DVD 81 Minuten, 15 Euro
Vertrieb:
Autofocus Videowerkstatt
www.videowerkstatt.de

Die Diskussion

Die Diskussion im Kino glich dem Film – es redeten hauptsächlich Funktionäre. Güngör Demirci (BR) versuchte immer wieder, sich zu rechtfertigen: »Wir können stolz sein – zum ersten Mal in der Geschichte haben wir eine Betriebsschließung zurückgeschlagen« ... Jeder sollte einmal in meiner Haut stecken ... ohne unsere Unterschriften wären heute mehr Leute arbeitslos...«.

Holger Wegemann sagte: »Güngör, Du bist nur Statist gewesen einer Inszenierung der Gewerkschaft, und am Ende hat man Eure Würde verletzt und Eure eigene Gewerkschaft hat Euch in den Arsch getreten«. Damit brachte er sehr genau die politische Linie des Films auf den Punkt: Die Gewerkschaft hat Fehler gemacht, aber es bleibt Eure Gewerkschaft. Dieses zeitlose linksgewerkschaftliche Mantra ist und macht immun gegen die realen Lernprozesse der BSH-ArbeiterInnen in ihrem Kampf.

Viele der anwesenden ArbeiterInnen gingen schon während der Diskussion. Was es bedeutet hätte, »den Streik von Anfang bis Ende politisch (zu) planen, die Momente (zu) nutzen, in denen was möglich ist« (Hüseyin Akyurt, VKL, im Film), konnte an diesem Abend leider nicht diskutiert werden. Dafür sorgte die aufgesetzte Diskussion um das »politische Streikrecht« und die »Demokratisierung der Gewerkschaften«.

Es sind durchaus Gelegenheiten denkbar, bei denen Ausschnitte des Films zu anderen Diskussionen unter ArbeiterInnen führen. ■

»New Labour« – »New Gewerkschaft«.

Kritik am Organizing, Teil II

(Ehemalige) Linksradikale und Gewerkschaften arbeiten nicht nur bündnispolitisch in Kampagnen zusammen (*clean clothes*, Kampagne für globale soziale Rechte u.ä.). In der *Wildcat* 78 haben wir den »Organizing«-Ansatz dargestellt und kritisiert, der vor allem bei Linken, die seit einigen Jahren über »Prekarität« diskutieren, zu Illusionen über eine »Gewerkschaft neuen Typs« geführt hat. Wenn wir von einer allgemeinen Kritik der Gewerkschaft als Arbeiter-**Vertretungs**organisation ausgehen, müssen wir feststellen, dass »Organizing« nicht besser, sondern allenfalls eine Fortschreibung traditioneller Gewerkschaftsarbeit ist. Keineswegs handelt es sich dabei etwa um einen Bruch mit Vertretungsanspruch und Sozialpartnerschaft.

Eine solche Kritik läuft allerdings ins Leere, wenn aktuell Beispiele von Arbeiterautonomie fehlen. Dann scheint ein Versuch innerhalb der Gewerkschaften »besser als nichts« zu sein. Und angesichts der üblichen oberflächlichen Gewerkschaftskritik, die nur deren bürokratischen, schwerfälligen und unspontanen Apparat bemängelt, verspricht »Organizing« Freiräume für neue Aktionsformen.

Überraschenderweise gibt es bereits nach kurzer Zeit ein Auseinanderklaffen zwischen öffentlich vertretenen Standpunkten und der eigenen Realität als Organizer, wo eine überaus hohe Kündigungsrate dafür spricht, dass die Beteiligten sehr wohl Widersprüche empfinden. Dass diese bisher politisch nicht artikuliert werden, mag zum einen daran liegen, dass für diesen Teil der Linken eine **politische** Beschäftigung mit Arbeit relativ neu ist und sie selber aus ihren prekären Dienstleistungsjobs heraus kaum eigene Erfahrungen mit dem Vertretungsmechanismus von Gewerkschaften haben. Selbst gewählte, individualisierte »Prekarität« lässt eine Perspektive kollektiven Handelns nicht zu.

Wie reagieren die Organizer auf den Widerspruch, einen Job zu machen, der gemeinsames Handeln zum Ziel hat, und selber Arbeitsstrukturen vorzufinden, die sie als sehr prekär und »neoliberal« bezeichnen? In einer ersten Phase individuell: aufsteigen oder kündigen. Die Auslesemechanismen funktionieren, die meisten hören auf – und manche erleben dies auch noch als persönliches Unvermögen – andere werden »Lead-Organizer«, d.h. Chefs. Parallelen zu ähnlich gelagerten Jobs im sozialen Bereich drängen sich auf (siehe »Arbeiten fürs Jobcenter?«, *Wildcat* 79). Inzwischen sind aber erste Ansätze von kollektiver Aufarbeitung und Pflänzchen von Selbst-Organisierung entstanden. Eine Kritik an dem Prinzip »Gewerkschaft« wird sich darüber entwickeln, wenn die Aktiven sich als Handelnde ernst nehmen. Mal sehen, wie das weiter geht und ob wir mithelfen können!

Das folgende Interview haben wir mit A. gemacht, der ein Jahr bei Verdi Hamburg im Organizing-Projekt »Sicherheitsgewerbe« gearbeitet hat.

Hast Du Dich vor Deinem Engagement für Verdi politisch mit der Frage der (auch eigenen) »materiellen Reproduktion« beschäftigt?

Politik hat für mich eigentlich immer außerhalb der Lohnarbeit stattgefunden. Das liegt vielleicht an den Jobs, die ich gemacht habe, meistens im sozialen Bereich, zudem immer befristet. Und wenn ich weiß, dass ich spätestens in einem Jahr wieder weg bin, warum sollte ich mich da verbindlich engagieren?

Aber so ganz fern war mir das Thema nie. Im Gegensatz zu den meisten anderen radikalen Linken habe ich familiär eher einen »Arbeiterhintergrund«. Die meisten in der radikalen Linken kennen das nicht und wissen auch nicht, was das bedeutet, z.B. wenn man studiert, dass sich dann Fragen nach der eigenen Finanzierung stellen.

Kam das Angebot der Gewerkschaft an einem Punkt, wo für Dich eh Fragen der Lohnarbeit auf der politischen Tagesordnung standen, oder gab es das interessante Angebot und Du brauchtest gerade einen Job?

Beides. Zum einen hatten wir als *Hamburg Umsonst* mit anderen Gruppierungen zusammen den Hamburger *Euromayday* durchgeführt, wo das Thema »prekäre Arbeitsverhältnisse« im Mittelpunkt stand und wir uns auch mit historischen Erfahrungen von *Militanter Untersuchung* und *Organizing* beschäftigt haben. Insofern fand ich es interessant, in Bereichen was zu machen, wo Prekäre zu schlechten Bedingungen arbeiten, wo es wenig Organisierung gibt. Ich habe das Angebot als Chance gesehen, auszuprobieren, was die Gewerkschaft dort bietet. Zum anderen brauchte ich gerade einen neuen Job; klar, das passte ganz gut.

Wie sah Euer Arbeitsvertrag aus?

Verdi hat seit einiger Zeit einen Einstellungsstopp. Deshalb haben wir keinen Arbeitsvertrag mit Verdi

»Zusammen mit der Gewerkschaft der SEIU-Angestellten schufen wir die Position eines »Organizer-Azubis« als Eingangsbeschäftigungsmerkmal. Erst nach Absolvierung des einjährigen Programmes konnte man Organizer werden und damit zum fest angestellten Personal der Gewerkschaft gehören. Mindestens die Hälfte der Eingestellten schaffte es nicht, das Programm vollständig abzuschließen. Manche verließen die Gewerkschaft freiwillig, weil sie sich nicht an die Uhrzeiten und die Arbeitslast gewöhnen konnten. Andere wurden gebeten, das Programm abzubrechen, da sie den Anforderungen an die neue Arbeit nicht gerecht wurden.«

Tom Woodruff:
Gewerkschaftsaufbau in schwierigen Zeiten.
In: Peter Bremme u.a.:
Never work alone. Organizing - ein Zukunftsmodell für Gewerkschaften.
Hamburg: VSA, 2007, S.101

bekommen, sondern einen Werkvertrag mit der Tochterfirma »ver.di-innotec«. Wie ich gehört habe, war der BR der Verdi-Beschäftigten gegen diese Konstruktion, weil sie die Arbeitsbedingungen der Gewerkschaftsangestellten grundsätzlich angreift; aber was sollten wir machen? Das Projekt war zunächst auf ein halbes Jahr angelegt – solange liefen die Werkverträge, deren »Werk« diffus definiert war, »Organisierung von Sicherheitsleuten in Hamburg«. Anfangs war 2000 Euro monatliches Honorar vorgesehen. Für das Geld wollte das Team – das hatte sich schon gebildet, bevor der Vertrag in trockenen Tüchern war – die Arbeit aber nicht machen. Schließlich hat man sich auf 2200 Euro geeinigt – plus sechs Wochen Jahresurlaub und eine Richtstundenzahl von 40 Wochenstunden. Ich glaube, der Jahresurlaub war im Vertrag geregelt und die Begrenzung der Arbeitszeit wurde mündlich zugesichert. Besonders die Angst vor einer ausufernden Arbeitszeit war für einige ein Problem, aber im Endeffekt war klar, dass sich diese Art Arbeit nicht eindeutig begrenzen lassen würde. Die Flexibilität, manchmal auch abends oder am Wochenende rauszugehen, hat keinen sehr gestört.

Wie sah Dein Arbeitsalltag aus?

Insgesamt waren wir im Schnitt die Hälfte der Arbeitszeit draußen bei den Sicherheitsleuten, die andere Hälfte im Verdi-Haus. Wir haben Teamsitzungen gemacht, Aktiventreffen, Verabredungen mit einzelnen Arbeitern oder Weiterbildungen, z.B. Arbeitsrecht, da hatten wir ja vorher relativ wenig Ahnung von.

Beschreib' mal eine typische Woche!

Montags haben wir meistens Teamsitzung gemacht. Da sind wir zunächst die letzte Woche durchgegangen und haben uns dann einen Plan für die Woche gemacht. Etwa, dass ansteht, eine öffentliche Aktion zu machen. Wie viel Leute müssen dahin kommen, damit es ein Erfolg wird? Dann hat jeder für sich einen persönlichen Wochenplan gemacht und ihn einzeln mit der Teamleiterin besprochen. Die hat dann u. U. noch eine Schippe draufgelegt und sich alles notiert. Die Woche drauf wurde dann Bilanz gezogen – für das Team, aber auch für jeden einzelnen. Das konnte ziemlichen Druck bedeuten; zum einen direkt und manchmal laut von der Teamleiterin, aber auch untereinander. Selbst, wenn man es nicht will, baut es Druck auf,

wenn du siehst, dass der eine ständig neue Leute anschleppt und du nicht! Da kann schnell eine Art latenter Rivalität entstehen. Das ist durchaus gewollt; in gewisser Weise funktioniert Organizing nach innen so, dass die Karotte immer etwas weiter hängt, als dass man sie fassen kann. Nach außen, bei den politischen Zielen der Kampagne, ist es genau umgekehrt: Da wird die Möhre so tief gehängt, dass sie auch der Kleinste kriegen wird.

Gab es Sanktionen, wenn Ihr das Ziel nicht erreicht habt?

Nein, in dem Sinne nicht. Mal ein bisschen Geschrei, aber das war es. Gut, es konnte auch vorkommen, dass sich rausstellte, dass du für eine bestimmte Tätigkeit nicht so gut geeignet bist, dann wurde im »gegenseitigen Einvernehmen« eine Lösung gefunden, was du stattdessen tun konntest.

Gab es innerhalb des Teams eine Arbeitsteilung?

Insofern schon, als dass wir z.T. getrennt gearbeitet haben. Jeder hat eine Tabelle über »seine« Stammkontakte geführt. Die hast du teils von deiner Vorgängerin übernommen, teils laufend überarbeitet. Dein Wochenplan konnte z.B. darin bestehen, dass du von deinen Kontakten mindestens 20 neue Leute zur nächsten Aktion mitbringst. Oder es hinkriegst, dass Leute mit 2er-Rating selber Kollegen mobilisieren.

Was war das für ein »Rating«?

Jeder Kontakt wird in die Liste eingetragen und bewertet. »1« hieß, das ist ein »Top-Leader«, der ist hoch motiviert, selbstständig und kann Leute mitreißen, eine Art Alpha-Tier. »2er« sind Leute,

»Unser Leitbild«

ver.di-innotec schafft stabile Brücken für eine humane Arbeitswelt, zwischen: Innovation & Humanität, Technik & Mensch, Wissenschaft & Praxis, Betrieb & Interessen vertretungen, Ratsuchenden & Ratgebern Gesellschaftern & Gesellschaft.

ver.di-innotec tritt in einer durch Innovationen, neue Technologien und Techniken veränderten Arbeitswelt ein für Schutz, Teilhabe und soziale Integration, Beschäftigung, Qualifizierung, Nachhaltigkeit, Schutz der Persönlichkeitsrechte, Chancenzuwachs und Stärkung der Geschlechterdemokratie.

http://www.verdi-innotec.de

die zwar zuverlässig sind, aber nicht die Führungsqualität haben. Ab »3« wurde es für uns eher uninteressant. Und »5« sind Leute, die aktiv gegen uns arbeiten, auf Seiten des Unternehmens sind. Ziel war natürlich, das Ranking ständig zu verbessern, aus einem »2er« einen »1er« zu machen. Es kam auch vor, dass Leute runter gerutscht sind, dann

musstest du dem Team erklären, wieso ein »2er«, der immer regelmäßig gekommen war, auf einmal weggeblieben ist.

Haben die »Top-Leader« eingefordert, Teil des Teams zu werden?

Nein. Erst gegen Ende, als klar war, das Projekt läuft aus und es müssen sich selbst tragende Strukturen her. Wir haben sie angesprochen, mit ihnen methodische Schulungen gemacht und ihnen langsam das Projekt übergeben. Die Haltung, etwas einzufordern, war bei denen nicht da.

Welche Funktion hatte die Teamleiterin?

Die Team-/Projektleiterin hatte die Funktion einer Anleiterin... Lehrerin. Sie sollte uns beibringen, wie »man Organizing methodisch macht«. Uns sollte beigebracht werden, wie es funktioniert, und wir konnten es dann gut oder schlecht machen – je nach »persönlichen Fähigkeiten«.

Hat die Projektleiterin Euch freie Hand gelassen, war sie immer bei den Sitzungen dabei?

Sie war immer dabei. Sie hat auch immer letzten Endes die Entscheidung getroffen. Organizing ist nicht: »freie Hand haben«, die Arbeitsschritte, die wir gemacht haben, wurden im Team diskutiert. Und wie das bei Arbeitsverhältnissen halt oft so ist: Ein Team ist nicht nur ein Team, sondern es gibt einen Chef und der Chef sagt letztendlich, was gemacht wird.

Wie sah die Zusammenarbeit mit der für den Sicherheitsbereich zuständigen Tarifkommission (TK) aus, wer hat da vermittelt?

Es gab ein Aktiventreffen, das sich etwa einmal im Monat getroffen hat. In der TK waren dagegen die Leute, die klassischerweise so etwas bilden: Betriebsräte und Hauptamtliche. Die haben sich schon vor unserem Projekt im so genannten *Arbeitskreis Sicherheit* getroffen. Wir haben dann versucht, das Gewicht dieses *AK Sicherheit,* d.h. der Betriebsräte, zugunsten der Mitbestimmung des Aktiventreffens zu verringern. Letzteres war für uns ein legitimes Gremium der Basis, das über Tarifverträge bestimmen sollte. Tatsächlich waren viele Sicherheitsleute unzufrieden mit der Arbeit »ihrer« Betriebsräte. Das heißt in der Praxis, dass wir die Positionen der TK in den Aktiventreffen diskutiert haben.

Habt Ihr über die Projektleiterin und die Tarifkommission hinaus mit anderen Gewerkschaftsgremien zu tun gehabt?

Nein, wir waren nicht in die gewerkschaftliche Struktur eingebunden und relativ »frei fliegend«. Ich hab das Gefühl gehabt, wir haben unser Team, wir haben unsere zwei Räume, da machen wir unsere Sachen. Vermittelt wird das, was wir machen, auf einer anderen Ebene. Wir waren immer etwas abgekoppelt, auf Gremientreffen sind wir nicht gegangen. Eine »abgekoppelte Spielwiese«...

Hat es Grenzen dieser »Spielwiese« gegeben?

Ja, z.B. wenn es um ein etwas konfrontativeres Vorgehen gegen einzelne Unternehmer ging. In diesen Fällen musste jedes Flugblatt von der Verdi-Zentrale in Berlin rechtlich und politisch abgesegnet werden. Da hat man gemerkt: »Aha, wir haben eine Grenze erreicht!« Hier wurden uns auf jeden Fall Grenzen unserer Handlungsfähigkeit aufgezeigt. Aber als einen wirklichen »Bruch« würde ich das nicht bezeichnen - es gab keinen Protest, keinen »Aufstand« von unserer Seite. Wir haben nicht kollektiv diskutiert, wie wir mit dieser Situation umgehen. Wenn wir von der Autonomie des Teams reden, dann bewegt sich diese Autonomie natürlich im Rahmen des Organizing-Modells.

Hätte bei der Befragung der Sicherheitsleute auch rauskommen können, dass sie ganz andere Probleme und Wünsche haben, die sich tariflich nicht fassen lassen? Wie weit gingen die inhaltlichen Vorgaben?

Abgesehen von dem Kernziel des Tarifvertrages muss ich sagen, dass es eine Freiheit der Aktiven gab, zu sagen, was ihnen wichtig ist und dass es dann auch umgesetzt wurde. Das konnten tatsächlich Alltagsprobleme sein, die aus Sicht der Gewerkschaft komplett irrelevant sind. Nur weil jemand wo arbeitet, heißt das nicht, dass er immer die wichtigen Forderungen entwickelt, aus unserer Sicht zumindest. Legitim allemal, klar. Wir haben

Konflikt mit der TK

Die Aktiven lehnten einen Tarifentwurf ab, den die TK eigentlich annehmen wollte. Das hat intern für große Aufregung gesorgt, ob es schlau sei, das negative Votum der Aktiven zu akzeptieren. Viele Funktionäre, einschließlich unserer Projektleiterin, hatten große Befürchtungen, dass der Unternehmerverband die Tarifverhandlungen mit Verdi abbrechen und mit einer Christlichen Gewerkschaft weiterverhandeln würde. Das war die Drohkulisse einer Niederlage – für die Tarifverhandlungen, aber auch für die Akzeptanz unseres Projektes innerhalb der Gewerkschaft und somit für den Weitergang unseres Projektes. Letzten Endes haben wir aber Erfolg gehabt und ein paar Cent mehr raus geholt.
Als es um den endgültigen Abschluss ging, sind erstmals einige von der Tarifkommission zu dem Aktiventreffen gekommen. Sie hatten gemerkt, dass sie nicht darum herum kommen – und sei es auch nur, um das, was sie ausgehandelt hatten, möglichst gut zu verkaufen.

versucht, solche Forderungen aufzugreifen und in die Tarifverhandlungen einzubringen. Aber ganz ehrlich, das Kräfteverhältnis, das durchzubringen, hatten wir nicht. Keine Frage, ein neuer Tarif und eine Lohnerhöhung war schon sehr zentral - für die Gewerkschaft, aber auch für die Sicherheitsleute. Zu viel arbeiten und zu wenig verdienen, das war immer ein zentrales Problem, das die Leute geschildert haben. Dazu kam dann häufig so etwas wie Repressalien am Arbeitsplatz und das sehr arbeitnehmerfeindliche Klima im Sicherheitsbereich. Das haben wir z.B. bei den Auseinandersetzungen an der S-Bahn auch aufgenommen.

Hast Du Dich als eine Art »Dienstleister« verstanden oder hast Du Dich mit Deinen politischen Maßstäben selber eingebracht – bspw. durch Kritik an der Funktion der Sicherheitsleute?

Die Aktiven, die sich von uns ansprechen ließen, waren sowieso eher die Leute, die ihren Job kritisch sehen. Aber auch für die ist es eine Arbeit, mit der sie Geld verdienen und die sie mit unterschiedlich viel Gehorsam machen können. Wir haben z.B. Wachleute, von denen wir wussten, dass sie im Abschiebeknast gearbeitet hatten, drauf angesprochen, wie sie das empfunden haben. Die waren nicht ausländerfeindlich, aber eine wirkliche Problematisierung und Reflektion war auch nicht da, eher so eine neutrale Haltung, »Job machen« halt. Vereinzelt gab es bei Leuten auf dem Aktiventreffen auch rechtes Gedankengut, das haben wir auch angesprochen. Es war nicht immer ein Widerspruch, rassistisches Gedankengut zu haben und sich gewerkschaftlich organisieren zu wollen.

Haben die Aktiven in dem Organizingprojekt eine Art Demokratieversprechen gesehen, aus dem ihr Recht folgt, die Verhandlungen selber zu führen?

Vielleicht haben es einzelne so gesehen. Die meisten haben darin aber kaum etwas neues gesehen. Viele hatten noch gar keine Erfahrung mit Gewerkschaftsarbeit. Andere kamen bspw. aus Metallbetrieben, wo sie ähnliche Strukturen kannten. Ein Selbstverständnis, dass sie etwas mitbestimmen können, nein, kann ich nicht sagen, dass das eingefordert wurde. Die meisten sind zu den Treffen gekommen und haben erstmal abgewartet, was passiert. Ihnen war auch oft schon fremd, mit 30 Leuten in einem Raum zu sitzen und gemeinsam strukturiert zu diskutieren. Wir mussten solche Gedanken oft erst reinbringen, rein praktisch – moderieren usw.

Was waren denn dann die Motive für die Leute, bei den Aktiventreffen mitzumachen?

Kollegen treffen, über ihre Arbeit reden... – und im Bedarfsfall u.U. dort einen neuen Job finden, wenn sie gerade irgendwo rausgeflogen sind. Das ist tatsächlich auch passiert. Weitergehend hatten sie eine ungefähre Vorstellung, was sie wollen oder nicht, und das konnten sie auch deutlich formulieren.

Was sind Deine positiven Erfahrungen aus der Mitarbeit in dem Organizing-Projekt?

Es war auf jeden Fall eine sehr spannende Arbeit. Ich bin mit Sektoren in Kontakt gekommen, zu denen ich normalerweise im Alltag keine Berührungspunkte hab. Das ist äußerst interessant. Das ist vor allem eine sehr wertvolle persönliche Erfahrung. Politisch hat es mir gezeigt, dass es auch in Bereichen, die sehr schlecht organisiert sind, wo die Leute sehr vereinzelt arbeiten und oftmals »unsichtbar« sind, durchaus möglich ist, erfolgreich zu organisieren. Auf einer anderen Ebene ist mein Bild von der Gewerkschaft verändert worden. Es gibt eine Reihe von fitten Leuten dort, die aber auch vereinzelt sind. Aber es gibt sie.

Warum bist du ausgestiegen; was waren die negativen Erfahrungen?

Unbehagen über das Konzept Organizing insgesamt hab ich schon länger gespürt; so z.B. über mein sehr stark neoliberal geprägtes Arbeitsverhältnis, auch vom Modell des Arbeitens her. Damit meine ich die Überprüfung von Zielen, Zahlen auflisten usw. Da sind ganz ganz viele Elemente aus der normalen Wirtschaft übernommen worden, wie Teamarbeit funktioniert, wie eine Erfolgskontrolle durchgeführt wird usw. Für mich und auch für andere hat das sehr viel Stress bedeutet; z.B. wie definiere ich Erfolg? In der normalen politischen Arbeit kaum an Kennziffern. Man darf ja nicht vergessen, dass es um ein Lohnarbeitsverhältnis geht und da gibt es die persönliche Zuschreibung, wer (Miss-)Erfolg zu verantworten hat und wo Druck aufgebaut wird. Wenn du nicht entsprechend funktionierst, wirst du im Laufe der Zeit u.U. kalt gestellt oder fliegst früher oder später raus. Und da hängt dein Geld zum Leben dran. Da werden auch Leute verheizt – nach einem Jahr war ich schon der Dienstälteste. Der Druck wird durch die Hierarchie weitergegeben, die bei uns existiert hat. Auch innerhalb unseres Teams war es oft schwierig zu diskutieren, weil immer die Projektleiterin dabei saß - sie war schließlich Teil des Teams.

Ich sehe das sehr kritisch, eine Methode wird als richtig angenommen – wenn dann u.U. was falsch ist, ist das höchstens der Arbeitende, der an der Umsetzung scheitert. Es gibt Methoden, mit denen kann man nicht das Richtige oder Falsche machen, die sind selber falsch. Das würde ich bei dem Organizing so sagen. das ist eine Methode, die ich eigentlich in der Gewerkschaft nicht sehen will. ■

Konflikt bei der S-Bahnwache:

Wegen der Streichung von Zuschlägen haben wir Sachen gemacht, die nicht dem üblichen Gewerkschaftsrepertoire entsprachen, also etwa Flugblätter in der S-Bahn verteilen, was man so eigentlich nicht machen darf und die bei dem Arbeitgeber zu großer Verstimmung gegenüber Verdi geführt haben. Danach mussten wir alles, Flyer oder das weitere Vorgehen, von oben absegnen lassen.

Konflikt um Betriebsratswahl

In einer Firma hatten Leute versucht, einen Betriebsrat zu gründen und sind allesamt entlassen worden. Wir sind zum einen juristisch dagegen vorgegangen. Zum anderen haben wir versucht, mittels Öffentlichkeitsaktionen über die Kunden des Sicherheitsunternehmens Druck aufzubauen. Das hat in dem Fall geklappt, weil der Betriebsrat des Kundenunternehmens, eines großen Verlages, eine sehr starke Position hat. Gut, relativierend muss man vielleicht sagen, dass die Sicherheitsfirma zwar dazu gebracht werden konnte, einen Betriebsrat zuzulassen, aber unsere Bemühungen dadurch unterlaufen hat, dass sie eine eigene Liste aufgestellt haben, die im Endeffekt erfolgreicher als die Verdi-Liste war. Die Kündigungen sind zum Teil zurück genommen worden, z.T. sind Leute mit Abfindung raus gegangen.

am lagerfeuer in reddelich

Rostock/Heiligendamm war die erste internationale Großaktion in der BRD seit langem. Das folgende ist ein Versuch, Diskussionsfäden zusammenzubringen und das Neue daran zu verstehen. Dazu haben wir viele Interviews gemacht, kreuz und quer diskutiert, und wollen uns in die weiteren Debatten einmischen. Zunächst kommt ein Überblick über die verschiedenen Aktionen, dann Thesen, dann Ausschnitte aus einigen der Interviews, dann ein Gespräch mit einer Frau aus der Vorbereitungsgruppe für die Perspektiventage Mitte Januar in Berlin. Am Ende werfen wir ein paar Fragen für die weitere Diskussion auf.

Leute haben sich die Mühe gemacht und über 60 Diskussionsbeiträge und Artikel, die zur Heiligendamm-Mobilisierung erschienen sind, in einem 96-seitigen Reader zusammengetragen:

media.de.indymedia.org/media/2007/11/199944.pdf

Alle mit [...] gekennzeichneten Zitate sind in diesem Reader nachzulesen.

Direkt nach den Protesten gegen den G8-Gipfel in Rostock/Heiligendamm gab es viele euphorische Wortmeldungen, manche sprachen sogar von der »Generation Heiligendamm«. Eine politische Generation bildet sich in Mobilisierungen und Kämpfen, die von anderen »nachgeahmt« werden und in denen ein Wir-Gefühl entsteht. Sie ist durch bestimmte Inhalte, Fähigkeiten und Herangehensweisen charaktierisiert. Eine neue *»politische Generation«* lässt sich in Heiligendamm noch nicht ausmachen, eher das Abdanken einer Generation der Bewegungsmanager (Sprecher von *Attac* und *IL*[1], meistens Jahrgang '69/70) – wobei interessanterweise Leute derselben Generation die enorm wichtige Infrastruktur der Camps bildeten – sich aber politisch nicht artikulierten. Eine neue politische Generation könnte im Erfahrungsaustausch zwischen den »Jungen« und diesen »15 Jahre älteren InfrastrukturarbeiterInnen« entstehen ... Aber wir greifen vor! Erstmal eine kurze Charakterisierung der Protestformen in und um Rostock.

- Die Demo am 2. Juni in Rostock mit ca. 70 000 TeilnehmerInnen wurde v.a. vom links-orthodoxen Spektrum getragen: *Attac*, vereinzelte Gewerkschaftsgruppen, Linkspartei (viel!), Grüne (weniger, und Claudia Roth wurde aus dem Migrantenblock der Demo geschmissen mit Rufen »Abschieber«, »Kriegsverbrecher«). Die Demo hatte zum Teil karnevaleske Züge und Festivalcharakter.

- In der Demo trat ein weitgehend homogen schwarz vermummter Block mit anschließender Randale (Steine und ein (!) brennendes Auto) auf. Die Randale sollte wohl ein Signal gegen die reformistischen Kontrolleure der Bewegung geben, »dass es uns auch noch gibt«. Sie hat den Aktionen in den Tagen danach die potenzielle Öffentlichkeit genommen und spaltete auch »nach innen« schon an der Frage, wer ist Protagonist und wer Zuschauer? Wer Leidtragender? Organisierte Kleingruppen versuchten

dafür zu sorgen, dass Idioten (angetrunken oder nicht), die aus der zehnten Reihe Steine warfen, was auf die Mütze bekamen, dass Verletzte versorgt wurden, dass nicht jeder alles und jeden ablichten konnte, dass immer wieder Ketten entstanden und Leute, die schon verhaftet waren, wieder rausgeholt wurden. Diese Versuche, solidarisches Verhalten durchzusetzen, bezogen viele wieder in die Gruppe der Aktiven ein. Auch das war für die Massenaktionen in den folgenden Tagen wichtig.

- Weitgehend bezugslos dazu die Redebeiträge auf der Abschlussversammlung im Hafen als eine Art Ersatzparlament der Straße – ein Greenpeace-Vertreter: »Wir wollen nicht die Sintflut sein, sondern die Arche Noah sein«.
- Nach der Demo blieben mehr als 10 000 Leute und beteiligten sich an den Aktionen. Die Camps in Rostock, Reddelich und Wichmannsdorf boten Logistik, Volxküche, Waschgelegenheiten und Raum. Hier wurde ein »anderes Leben« zwischen Handwerkersozialismus und Ferienkommunismus vorgeführt.
- Kleiner angelegte Manifestationen an anderen Tagen zu besonderen »Sachthemen«. Sie wurden von der Polizei mit allem möglichen Gerät und Kampftruppen belagert, mussten abgebrochen werden (Migration) oder sie waren verhältnismäßig klein (Landwirtschaft, Krieg).
- Ein Alternativgipfel als Forum für Experten einer globalen Gegenelite, die andere über etwas aufklären wollen. Der Name verrät bereits, dass es sich hier in der Form fast um dasselbe handelt wie beim realen Gipfel, allerdings ohne Regierungsmacht.
- Konzerte gegen G8 im Hafen, die Musikkonsum und Party mit einem politischen Anspruch verbinden wollten.
- Exklusive Elite-Aktionen der privatförmig strukturierten Organisation/Firma *Greenpeace* zum Teil mit exorbitant teuren PS-starken Motorbooten.
- Eine agile Clowns-Army, die stundenlang um die Polizei herumspielte, deren Uniformen putzte … Gelächter gegen Hierarchie, Uniformierung, Ordnung und Repression.
- Mehrere riesige gewaltfreie Sitz- und Straßenblockaden im Horizont der Ghandischen Gegengewalt der unbewaffneten Körper, die den Bruder oder die Schwester Polizist unberührt lassen soll. Es gab Lernfortschritte im Agieren in großen und kleinen Gruppen, 4000 Leute sollen an Aktionstrainings in den Camps mitgemacht haben. Und es gab die unmittelbare Erfahrung, dass über Kollektivität vieles veränderbar und durchsetzbar ist.
- Ein kollektiver Massenmarsch an den Polizeikampftruppen vorbei und hinein in die Rote Zone. Für einen kurzen Moment gelang ein *»Einbruch der Massen in die Politik«* (Agnoli). ■

[1] *Interventionistische Linke (IL)* ist ein 2005 gegründetes Netzwerk mehrerer deutscher, nach eigener Darstellung »linksradikaler und antikapitalistischer« Gruppen wie zum Beispiel *Avanti, Antifaschistische Linke Berlin, Für eine linke Strömung (FelS), Radikale Linke Nürnberg* und *Organisierte Autonomie.* Außerdem gehören Einzelpersonen aus diversen NGOs, von *Attac* und von Zeitungsredaktionen (*ak, Fantômas*), sowie bundesweiten Kampagnen wie *Libertad!* und *»Krieg ist Frieden«* zur *IL*. Die *IL* will wieder »praktisch in die realen politischen und sozialen Auseinandersetzungen eingreifen« und »wieder realen Einfluss auf die Richtung von Politik und gesellschaftlicher Entwicklung« nehmen. Den G8-Gipfel in Heiligendamm hatte sie als »praktisches Experimentierfeld« der Zusammenarbeit gewählt. Der Soziologe Dieter Rucht bezeichnete die *IL* als »gemäßigte Linke«.

[2] »...ums Ganze!« ist ein Zusammenschluss der eher antideutschen Antifa-Gruppen, der »eine antikapitalistische Praxis und Organisierung« vorantreiben will, wie es im Reader »...ums Ganze! Smash capitalism. Fight the g8 summit« heißt.

zu Agnoli: siehe Wildcat 66

1) Die »Basisse« haben ihre Führungen links überholt – endlich wieder positive Nachrichten von der Bewegungsfront!

Das Tolle an Rostock und Heiligendamm war die großartige Fähigkeit zur Selbstorganisierung in den Camps und bei den Blockaden. Die teils heftigen Erfahrungen in diesen Tagen brachten für viele eine Radikalisierung im Umgang mit den Bullen, mit den Medien, mit den NGOs. Bereits die *Beteiligung* des *»ums Ganze!«*-Blocks[2] an der Demo in Rostock war ein massenhaftes von der Fahne gehen von antideutschen Positionen. Auf der anderen Seite hatte *Attac* nicht einmal den Mut zum zivilen Ungehorsam – und sich bereits im Vorfeld mit den Bullen darauf geeinigt, dass in den *Attac*-Zügen nach Rostock jeweils »zwei Kommunikationsmanager in Zivil« mitfuhren (*Attac*-Pressemeldung vom 1.6.2007). Die Führung rückt weiter nach rechts, die Basis schaut sich nach Neuem um. Bei den Sozialforen lässt sich von einem Zusammenbruch sprechen. Der steht bei der *IL* noch bevor.

2) Die selbständige Bewegung

70 000 in Rostock sind im Vergleich zu den 300 000 in Genua nicht so gewaltig viel, aber es war die erste große Demo der Bewegung nach dem 11. September, und vor allem: Die Teilnahme an den Demos und die Durchführung der Camps waren großteils »autonom«, also »selbständig« organisiert. Gewerkschaften, Parteien, NGOs, die in anderen Ländern für die Mobilisierung »zuständig« sind, haben versagt. Die Fähigkeit, alles selbst machen zu können, hat sowohl die beteiligten Leute begeistert als auch Nachbarn positiv und solidarisch gestimmt. Damit sie politisch wirksam werden, muss eine gemeinsame Debatte diese kapillaren Prozesse von (Selbst-)Organisierung begleiten und vorantreiben.

3) Politik ist ein schmutziges Geschäft – Krise der Repräsentanten

Die *IL* hatte im Vorfeld allen alles versprochen, den Autonomen die Rebellion, dem grünen Jugendverband die Gewaltfreiheit. Nach den Krawallen blamierten sich ihre Sprecher, bzw. sprachen Klartext (Werner Rätz wollte in der *FR* die Bewegung »sortieren«; Thomas Seibert will in der *fantômas* das, was er für die eigene Basis hält, an *Die Linke* anbinden). Die bisherigen »Aufarbeitungsdiskussionen« dieser sogenannten Linksradikalen sind rechthaberische Rückzugsgefechte ohne Neugierde auf Neues, keine Debatte unter RevolutionärInnen.

Die OrganisatorInnen und selbsternannten Sprecher haben Kampagnenpolitik, Geldverdienen und »die Professionalisierung des Widerstands« zu einem Brei verrührt, in dem ununterscheidbar geworden ist, was sie wirklich denken, was sie taktisch artikulieren, und was sie meinen sagen zu müssen, damit sie »bündnisfähig« werden. Ihre Bündnispartner sind oft sowohl Geldgeber für die politische Kampagne als auch (potentielle) Arbeit- bzw. Auftraggeber der einzelnen Individuen (siehe die Initiative für »globale soziale Rechte«, siehe auch den Artikel zu *organizing* in diesem Heft). Wes Brot ich ess, des Lied ich sing! Für diese Politiker bedeutet »linksradikal« nicht antagonistische Politik gegen Staat und Kapital für die soziale Revolution, sondern ist zu einer (Werbe-)Marke geworden.

4) G8 ist Ausdruck der kapitalistischen Krise

G8 ist keineswegs eine allmächtige Weltregierung, sondern steht mit dem Rücken an der Wand beim Versuch, die heraufziehende kapitalistische Krise und die sich verschärfenden Widersprüche auf Regierungsebene einzudämmen. Bereits die Agenda von Heiligendamm (Energieverbrauch, Klimawandel, Raketenabwehrsysteme, Hilfe für Afrika) zeigt, dass im Achterkreis in keinem Punkt Konsens erzielt werden kann. Unser Protest wäre viel wirksamer, wenn wir dieser Agenda etwas Inhaltliches (der Kapitalismus wird das Klima nicht retten!) statt der abgedroschenen Kritik am »Neoliberalismus« entgegensetzten.

5) Die staatliche Repression war auf der Höhe der Zeit

Der Kriminalisierungsaufwand und die Brutalität, mit der gegen die Proteste vorgegangen wurde, richten sich gegen die tendenziell bedrohliche Beispielfunktion solcher Mobilisierungen. Die Gewalt des Staates ist sowohl real wie präventiv. Provokationen, brutales Vorgehen, Desinformation und Fälschung von Zahlen, gesetzwidriger Einsatz der Bundeswehr, Militarisierung der Polizei sowie Repression im Vorfeld (die teilweise nach hinten los ging, da sie einen Mobilisierungsschub nach Rostock bewirkte) und Nachhinein sind auch eine Probe für den Ausnahmezustand.

Die meisten der Anwesenden ließen sich durch all das nicht abschrecken; in den Interviews sprechen sogar einige von einem Radikalisierungsprozess durch die Polizeigewalt.

6) Von der Mobilisierung zur Bewegung?

Die Blockaden und die Camps brachten eine Woche lang soziale und kulturelle Prozesse zum Ausdruck, die ansonsten untergründig verlaufen. Aber es fehlt an eigenen Vorstellungen von Autonomie, die über das Mithelfen bei Voküs rausgeht. Man organisiert sich gut und »pragmatisch« in den Nischen, ohne die Mauer infrage zu stellen. Ganz typisch der Zwiespalt in vielen Interviews: einerseits

die Hierarchiefreiheit zu loben, andererseits aber das Bedürfnis zu haben, dass jemand sagt, wo es lang geht. Die Arbeitsteilung zwischen dem kleinen Orgateam und der Unorganisiertheit der Vielen (man konnte in letzter Minute hinfahren und sich »einbringen«), hat dazu geführt, dass die Leute aus Heiligendamm die positive Erfahrung mitgenommen haben »da geht (wieder) was«. Sie haben aber nicht gemerkt »*wir* können was«. In der Konsequenz verarbeiten die meisten Leute ihre positiven Erfahrungen individuell und beklagen, dass sie den Schwung nicht in ihren Alltag mitnehmen konnten. Das hängt mit der zweiten Grenze zusammen: Die Leute haben sich »am Lagerfeuer in Reddelich« als Sieger gefühlt, aber als sie in ihren Alltag zurückkehrten, merkten sie, dass das nicht stimmt. Der Gipfel war nicht real blockiert worden (und die Bildzeitung kürte Angela Merkel zur Siegerin »Miss World«). »Niemand kann verneinen, dass wir sie nicht dort getroffen haben, wo es wirklich wehtut. Die Blockaden ... wurden zu einer Art medial vermitteltem und beherrschtem Spektakel.« [»Zwei Siege auf einmal?«]

7) Ohne Außenwirkung keine »Bewegung«

Das größte Problem der Mobilisierung liegt in ihrer Getrenntheit von proletarischen Kämpfen auf der ganzen Welt. Zumindest eine Demobeteiligung der aktuell in Auseinandersetzungen stehenden Belegschaften wäre möglich gewesen, Telekom, Post, Bahn, Bau, VerkäuferInnen... Anders als in Genua, wo sich die Organisatoren darum kümmerten, solche »Gruppen« zu mobilisieren, und wo andererseits auf großen Demos vor dem Gipfel tausende junge ArbeiterInnen skandierten »Wir gehen nach Genua!«, gab es in Rostock/Heiligendamm so etwas wie beidseitiges Desinteresse. Auf der einen Seite stellt sich die berechtigte Frage, was die ArbeiterInnen da auch sollten? Eine Verbindung zwischen ihren Auseinandersetzungen und den symbolischen Blockaden ließe sich nur mit mehrmaligem Um-die-Ecke-Denken herstellen. Aber fast alle Streikenden suchten nach »Öffentlichkeit«, und es wäre zu vermitteln gewesen, dass eine Demo mit 70000 eine solche Möglichkeit darstellt! Auf der anderen Seite müssten »Linksradikale« doch zumindest einen Versuch starten, »radikal«, an die Wurzeln gehend, auch »sozial« zu mobilisieren. Denn die Proteste würden eine ganz andere Qualität und Öffentlichkeit herstellen, wenn ArbeiterInnen, streikend oder nicht, sich beteiligen.

8) Grenzen linksradikaler Politik

Es gab zwei Versuche, über den NGO-Konsens rauszugehen: schwarzer Block auf der Demo in Rostock und *Paula* (eigenständige, dezentrale Blockade-Aktionen) – beides ist gescheitert. Es gibt die »autonomen Strukturen« nicht mehr, deshalb die Gefahr, dass die Übriggebliebenen mit ihren Fähigkeiten zu Dienstleistern werden. »Eine andere Ursache für unsere faktische ›Abwesenheit‹ sehen wir in der personellen Überlastung durch die Einbindung in die Proteststrukturen, die maßgeblich von Leuten aus dem autonomen Spektrum gestellt wurden. Diese füllten die Lücken in der Infrastruktur und trugen somit paradoxerweise zum Gelingen anderer Konzepte bei.« [*Paula* erklärt sich].

Wenn radikale Positionen sich nicht durch radikale Inhalte, sondern ausschließlich durch den Bezug auf direkte Aktion und Gewaltbereitschaft auszeichnen, wird die Militanzfrage zur Falle. Bereits in Genua war diese Falle deutlich geworden, und sie verschärfte sich in Rostock/Heiligendamm dadurch, dass es im Gegensatz zu Genua und zu militantem Straßenkampf in den 80ern so gut wie keine Verstärkung der »weißen, studentischen streetfighter« durch proletarische und migrantische Jugendszenen gab.

Das Räsonieren über das Scheitern der eigenen Konzepte bleibt selbstreferenziell, überraschend wenig radikal und im selben Horizont: die nächste Kampagne, das nächste Camp... Außer einigen ausländischen GenossInnen thematisierte in der Rückschau niemand die *soziale* Marginalität der Linksradikalen!

9) Was ist Antikapitalismus? – Am Beispiel Migration

Viele Junge haben »Kapitalismuskritik« als theoretischen Anstoß aus der Mobilisierung gegen G8 mitgenommen. »Antikapitalismus« ist ein erster Schritt raus aus Teilbereichen und Spezialthemen, macht den Blick aufs Ganze frei. Er kann aber auch beim nächsten Schritt in die Irre führen, denn Antikapitalismus ohne Bezug auf den Klassenkampf ist bestenfalls eine romantische, schlimmstenfalls eine reaktionäre Kritik am Kapitalismus.

Der Kapitalismus unterscheidet sich von früheren Gesellschaftssystemen nicht dadurch, dass er »ungerecht« ist, dass es »Privateigentum« gibt, dass Menschen an Hunger sterben, das alles gab es schon vorher. Kapitalismus ist nach wie vor *auch* ein Glücksversprechen. Weltweit setzen sich Millionen Menschen in Bewegung, riskieren sogar ihr Leben, um »zum Kapitalismus dazuzugehören«. Das ist die eine Seite der Migrationsfrage, die andere ist, dass gerade der Kapitalismus ihre bisherigen Überlebensstrukturen kaputt macht, nicht nur ökonomisch, sondern auch gezielt: Der NATO-Krieg Ende der 90er Jahre gegen Serbien hat ein riesiges Quantum an migrantischer Arbeitskraft freigesetzt, das sich zusammen mit den Auswanderern aus der ehemaligen Sowjet-

tunion auf die westeuropäischen Länder verteilt hat.

Leider gibt es gerade in der bundesrepublikanischen Linken eine fatale Tendenz, Migration *nur* als »Vertreibung«, MigrantInnen nur als Opfer zu sehen. Dabei beweist bei vielen MigrantInnen bereits die Tatsache, dass sie hier sind, wieviel Autonomie und Durchsetzungsfähigkeit sie haben! Antirassismus ist stattdessen zu einer reformistischen Betreuungsperspektive geworden, die sich Handeln nur in Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen vorstellen kann. Gerade beim »Sachthema Migration« sind die »Professionellen« sehr weit in die Institutionen- und Staatsebene reingerückt. Dabei ist auf diesem Gebiet das Setzen auf staatliche Regulierung besonders heikel (»Sichtbarmachen«, legal-illegal, Razzien gegen »Schwarzarbeit« und »Menschenhandel« usw.).

Fast alle Interviewten waren vom Block der MigrantInnen in Rostock schwer beeindruckt und bezeichneten ihr selbstbewusstes Auftreten als sehr wichtige Erfahrung. Warum setzen wir nicht hier an? Mit MigrantInnen haben wir es auf Schritt und Tritt zu tun, egal ob wir auf dem Bau arbeiten, zu einem Streik gehen (BSH, AEG, Infineon... unter den Aktivsten sind immer mindestens zwei Drittel ImmigrantInnen!), beim Inder essen, in Neukölln leben, oder ob wir uns selber in Bewegung setzen (SchülerInnen- und Studierenden-Proteste) ... Es macht schon lange keinen Sinn mehr, »die Migrationsfrage« als Spezialthema zu behandeln – die migrantischen ArbeiterInnen haben bei den Streiks das auch gar nicht mehr getan (im Unterschied etwa zu den wilden Streiks der 70er Jahre). Die Ausbeutungsstruktur in der BRD aus dem Blickwinkel der MigrantInnen zu sehen, zeigt auf, wohin sich die Arbeit heute insgesamt entwickelt. Darüber könnten wir uns eine kollektive Sichtweise aneignen, die aus »Antikapitalismus« eine revolutionäre Kritik am Ganzen macht.

10) Das Zweisäulenmodell durchbrechen!

Zwei sehr unterschiedliche Säulen (»Professionalisierung« einerseits, Basisdemokratie, Politik der ersten Person, Transparenz andererseits) haben die Bewegung von 1998 bis Gleneagles getragen – dort wurde offensichtlich, dass die erste Säule staatstragend geworden war. Die zweite Säule trägt die Bewegung, sie besorgt die Infrastruktur und verstummt politisch; die erste Säule repräsentiert, organisiert die Pressearbeit, agiert »politisch«, so war es auch in Heiligendamm. »Professionalisierung« hat mit Beruf zu tun, mit kapitalistischer Arbeitsteilung, mit Identität. »Emanzipatorische Professionalisierung« gibt es nicht. Einer der stärksten revolutionären Inhalte des weltweiten '68er Aufbruchs war die Kritik des Berufs, »alle können alles lernen!« war die Parole. Diese antiautoritäre Bewegung haben die maoistischen Parteiaufbauer ab Ende der 60er Jahre »liquidiert« (so nannte der KBW das) und in Parteidisziplin, Haareschneiden und »Bündnis mit den VR China und Albanien« umgepolt. Die K-Gruppen trugen viel dazu bei, den subversiven Bezug auf soziale Bewegungen und Kämpfe abzuschneiden: ArbeiterInnen hatten Arbeiter zu bleiben, Lehrlinge sollten keine Häuser besetzen, Frauen mussten hören, dass ihr Kampf lediglich ein Nebenwiderspruch sei, die Anti-AKW-Bewegung hatte zu lernen, dass »AKWs in Volkes Hand« gehörten usw.

Heute droht die Enteignung des subversiven Potentials von innen heraus, schon bevor es die Bewegung gibt! Dem können wir nur entkommen, wenn wir die Engführung auf das nächste Groß-*event*, auf Bündnis- und Kampagnenpolitik überwinden! Wenn die Bewegung gelernt hat, dass »Attac und Sozialforen kalter Kaffee sind«, dann muss sie diesen Lernprozess selber umsetzen! Wenn die »super schräge Bündnisarbeit« sowieso kaum was mobilisiert hat, dann müssen wir neue Wege suchen und »die Basis« politisieren! Wir dürfen uns nicht weiter auf »technische Spezialthemen« beschränken. Wo solche Dinge gemacht werden *müssen*, wie z.B. die Anti-Repressionsarbeit, sollten wir sie nicht als »wir gegen die« abhandeln, sondern darüber rausgehen; in diesem Fall den repressiven Staat als den notwendigen Rahmen einer auf sozialer Gewalt – Ausbeutung und Armut – beruhenden Gesellschaftsordnung angreifen.

11) Winds of Change

»Einbruch der Massen in die Politik«, spontane »soziale Autonomie«, Bedürfnis den eigenen Alltag aufzubrechen, sich in bestehenden Strukturen offensiv bewegen, entstandene Infrastrukturen nutzen... Die Interviews geben bereits ein paar Hinweise, was in den nächsten Monaten (und Jahren) zu tun ist. »Heiligendamm« hat frischen Wind in die politischen Aktivitäten gepustet.

Aber es läuft auch nicht alles spontan und von selber: Wir müssen uns besser als bisher organisieren, z.B. in Gruppen, die uns befähigen, selber aktiv zu werden, selber zu bestimmen. Und »wir« (als Linksradikale und Libertäre) müssen das Pflänzchen der Bewegung vor der Repräsentanz-Linken schützen.

Und das Allerwichtigste, dabei helfen, Verbindungen zu anderen gesellschaftlichen Bereichen, zu anderen Konflikten, zu anderen Kämpfen aufbauen. Nicht in den »Spektren« bleiben! ■

Wir haben aus vielen Gesprächen und Interviews einen Zusammenschnitt gemacht. Im folgenden sprechen ein 17jähriger Schüler (Darko) aus einem antideutsch geprägten Antifa-Umfeld und sechs junge Frauen zwischen 19 und Mitte 20. Sie beobachten aufmerksam ihre Umgebung und sich selber, sind auf der Suche und offen für neue Erfahrungen (eine hat ein Haus besetzt, zwei waren seither auf weiteren Camps…). Das Gespräch mit Hans haben wir davon abgesetzt, er ist ein langjähriger Aktivist, doppelt so alt wie die anderen im Durchschnitt.

kollektive euphorie – anfang wovon?

Hinfahren oder nicht?

Birgit ist 21, war zwei Wochen in Heiligendamm und hat in der ersten Woche geholfen, das Camp Wichmanndorf aufzubauen, später hat sie mit anderen zusammen ein Haus in Paderborn besetzt. Gerda und Elke sind zwei Studentinnen aus dem Westen Deutschlands, beide Anfang 20. Sie waren in Kontakt mit der Mobilisierung und sind vorbereitet und gemeinsam nach Rostock/Heiligendamm gefahren.

Viele wollten erst gar nicht, sie hatten (berechtigte) politische Kritik an dieser Art von Event-Politik, so auch Darko: *»Der einzige Konsens bei den Protesten gegen den G8 ist 'wir sind die Guten und sie die Bösen'. Und die bei Attac wollen nur den Kapitalismus reformieren. Es wäre wichtiger, was eigenes zu machen mit den Leuten, die eine ähnliche Kritik am Kapitalismus haben.«* Aber was? Die kleine Antifa-Demo, die sich, eingerollt in Transpis, durch eine Kleinstadt schiebt, macht erstens deutlich weniger Spaß, und hat zweitens sehr viel weniger Außenwirkung als die Demo am 2. Juni in Rostock. Dass sich an ihr 70 000 Menschen beteiligten, war weniger das Verdienst der zähen »bündnispolitischen« Vorbereitung – die große Masse hatte sich »spontan«, »im letzten Moment« entschlossen, der entscheidende Mobilisierungsfaktor war die staatliche Repression im Vorfeld. Auch D. hat sich im letzten Moment dann doch entschlossen, allerdings mit einer bestimmten Aufgabe: *»Ich wurde gefragt, ob ich als Sani mitfahre, weil ein anderer Sani kurzfristig nicht konnte, und bei solchen Protesten ist es wichtig, genug Sanis zu haben! So sind wir dann am Freitag zu zweit mit dem Zug gefahren. Ich musste aber Montag abend zurück, weil mir meine Eltern nur für zwei Tage eine Entschuldigung für die Schule geschrieben haben.«*

Gerda und Elke hatten bereits seit dem Winter darüber diskutiert, nach Heiligendamm zu fahren …

Gerda: … im Laufe des Frühjahrs wurde es konkreter. Wir sind dann mit einigen Leuten gefahren, die im Sommer letzten Jahres auf dem antifaschistischen antiimperialistischen Jugendcamp Dänemark viele Kontakte geknüpft hatten. Die hatten sich danach in Deutschland vernetzt mit Leuten, die auch dort gewesen waren. An den Informationsfluss haben wir uns angeschlossen.

Elke: Verschiedene Gruppen hatten sich da zusammengeschlossen und auf Delegiertentreffen entschieden, was sie machen und wie sie es aufbauen wollen.

Gerda: Wir sind dann zu sechst zusammen nach Reddelich gefahren, mit den anderen standen wir während des Camps in losem Kontakt.

Elke: Es gab einen Unterschied zwischen den Leuten am Samstag auf der Demo und denen später in den Camps. Auf der Demo war das ein sehr breites Bild, ich habe da auch Eltern von Freunden von meiner Schwester oder so getroffen.

Gerda: Andererseits waren die meisten in den Camps auch auf der großen Demo am Samstag.

Randale

Gerda: Es war ziemlich krass, dass das Konzert stattgefunden hat und gleichzeitig Leute auf übelste Art vermöbelt worden sind. Trotzdem hat es an verschiedenen Orten sehr gut geklappt, sich gegen die Polizeigewalt zu wehren, auch mit dem Körperspiel die Polizeiketten wegzutanzen. Aber es war sehr merkwürdig, manche haben was gemacht, andere standen nur rum…

Elke: Ich habe von vielen Verwundeten gehört. Ein großes Problem war auch, dass Leute, die vorne standen, von Flaschen und Steinen getroffen wurden, die von hinten geworfen wurden. Da müsste man sich was überlegen und es anders machen. Am Anfang war es sehr unkoordiniert, weil es sehr überraschend kam, aber am Ende, wo es sich aufgeteilt hatte, war es schon viel besser organisiert.

Darko: Klar, die Polizei hat provoziert, aber es gab schon einen fetten schwarzen Block und die Stimmung war von Anfang an aggressiv, es gab Leute, die unbedingt Action wollten. Die Bullen haben provoziert und wollten einschüchtern – oder vielleicht auch einen *riot*, um danach eine Ausrede zu haben.

Vor allem für Leute, die mehr oder weniger allein hingefahren waren, war das militante Ende der Demo am 2.6. problematisch. Ines, 19, Abiturientin und Hilla, 21, Studentin, beide aus der Region Berlin:

Ines: Als der Schwarze Block sich mit der Polizei in die Haare kriegen musste, war's anstrengend. Wenn alle anfangen zu rennen, ist so'n Gefühl von »äh, Scheiße, was machst'n jetzt?«, ständig aufpassen, dass wir uns nicht verlieren. Die Leute, mit denen ich da war, waren auch kaum erfahren in Sachen Demo, von daher sind die noch schneller in Panik verfallen. Sonst auf der Route war's ziemlich cool, mit der ganzen Masse um dich rum. Ganz anders als bei einer Antifademo. Das war oft viel krasser, weil man mit viel weniger Leuten dann viel näher an der Polizei dran ist. In Rostock war ein bisschen Festivalatmosphäre, bunt und laut…

Hilla: Bei mir bleibt die Frage, ob Demos was bringen. Die Bullen sehen uns, und wir sehen die Bullen. Sonst passiert nichts. In Rostock war es genau so: da sind wir, die Bullen, die Helikopter – aber die Rostocker waren nicht da, die waren anscheinend alle weggefahren. Und so hatten wir den Hauptkommunikationsweg nach außen nur über die *Mainstream*medien. Am Montag, dem Migrationstag, fand ich gut, dass diese Karawane der Flüchtlinge da war und als Gruppe stark aufgetreten sind. Ich hab vorher schon viel zu Migration gemacht, aber dass die Migranten so selbstbewusst auftreten, das hatte ich noch nicht erlebt. Den Samstag fand ich ziemlich unangenehm, ich bin auch noch nicht so ganz dahinter gekommen, warum so viele diese gewalttätigen Aktionen unterstützen.

Birgit: Das ging ja los mit Steine werfen und so was. Dann haben die Bullen sich zurückgezogen, haben gewartet, und als sich alles beruhigt hatte, sind sie wieder reingestürmt. Dann ging's wieder weiter mit Steine werfen, die Bullen haben sich wieder zurückgezogen, wieder gewartet, bis sich alles beruhigt hatte, wieder reingestürmt; das haben die vier oder fünf mal gemacht.

Lernprozesse

Agnes: Wir waren in Schwerin bei dieser Nazidemo, die dann nicht stattgefunden hat, und sind in Rostock mitten in diese Straßenkämpfe reingeraten. Eine von uns wollte da unbedingt hin, so: »ich muss da hin!«, direkt zur Polizei und zu den Auseinandersetzungen. Da hab ich gedacht, »was hat die denn, ich will hier einfach nur weg!« Aber als ich das miterlebt habe mit der Migrationsdemo, wo die die rausfischen wollten, hab halt *ich* das gespürt, dass ich da unbedingt hin wollte. Ich fand das eine interessante Beobachtung, dass ich das vorher nicht verstehen konnte, erst als ich's selbst erlebt hatte, konnt ich das verstehen.

Agnes ist Mitte 20, Handwerkerin aus Österreich. Sie sagt, in Heiligendamm habe sie zum ersten Mal direkt was mit Polizeirepression zu tun gehabt. »Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben in eine richtige Polizeikontrolle reingekommen. Und wie andere darauf reagiert haben, das hat mir total Mut gegeben. Die haben sich überhaupt nicht verunsichern lassen, das fand ich sehr beeindruckend.« *Sie war auch das erste Mal bei einer Sitzblockade,* »das war ne heftige Erfahrung. Also mit Wasserwerfern und Tränengas, das ist an anderen Stellen passiert, nicht bei uns, trotzdem hatten wir die ganze Zeit sieben Helikopter über uns und links und rechts Polizei. Ich fand's spannend, dass das klappen kann. Ich bin mir nicht sicher, ob wir wirklich die Polizei ausgetrickst haben, oder ob die das einfach laufen ließen. Ich hatte aber schon das Gefühl 'wir sind stark oder wir können da was erreichen, wenn viele Leute das Gleiche wollen'.«

Ines: Diese recht erfolgreichen Aktionen, wo Leute wirklich bis zum Zaun gekommen sind, zeigen, dass es nicht unmöglich ist, wenn man sich gut organisiert und einfach auch traut. Dass man nicht immer im Rahmen von bestimmten Bedingungen protestieren muss.

Allerdings waren auch in Heiligendamm die Bedingungen vorgegeben, auch wenn das vielen Beteiligten nicht klar war und sie es anders erfahren haben. Für die meisten Beteiligten war das Campleben selber die positivste Erfahrung:

»anders leben«

Hilla: Am positivsten fand ich das Camp und das Campleben. Ein Teil von einem selbstorganisierten Projektcamp zu sein, was mit ganz vielen verschiedenen Leuten, auf möglichst herrschaftsfreie Art auf die Beine gestellt wurde, Sachen aufbauen. Ich hab an einem kleinen Seminar teilgenommen und durch so Mithelfen in der Küche… da kann man gut Leute treffen.

Agnes: Ich hab da total viel gelernt und mitgenommen. Vor allem, wie die Leute miteinander geredet haben und miteinander umgegangen sind, das war total rücksichtsvoll. Ich war sehr positiv überrascht, dass alles so gut geklappt hat, die Barrios, die Voküs… Wie da so unterschiedliche Menschen an einer Sache arbeiten und wie das organisiert wurde. Dass nicht einer das Sagen hatte, sondern basisdemokratisch alle gleich viel zu sagen hatten. Im Endeffekt hatten zwar manche schon mehr Verantwor-

tung als andere, aber es ist gut gelaufen, so wie wir das gemacht haben. Wir haben immer wieder aus dem Nichts irgendwas organisiert! Und von den Nachbarn haben wir auch viel Hilfe gekriegt. Die waren erst sehr distanziert und wurden dann immer freundlicher.

Über die »Stimmungsänderung bei den Nachbarn« berichten auch andere. Sie hatten Chaos und Müll erwartet und waren im direkten Kontakt von der zupackenden, praktischen Art begeistert. Leute aus den Camps haben auch mal bei den Nachbarn mitgeholfen. Am meisten haben sich aber die CampteilnehmerInnen untereinander beeindruckt, z.B. Birgit:

Birgit: Das hab ich noch nie vorher so erlebt. Das ganze Camp war ein supertolles Arbeiten und Leben, das Miteinander war einfach überwältigend! So was wünsche ich mir wieder, so zu leben.

Elke: Das Campleben in Reddelich hat mich sehr beeindruckt, selbst organisiert was zu machen, es hat sehr gut funktioniert. Das war eine gute, positive Erfahrung.

Gerda: … ich hätte vom Gefühl her mit den Leuten einfach dort bleiben können…Im Camp ist super viel abgelaufen, was wir aber nicht alles mitbekommen haben. Zum Beispiel war die Frage, wird das Camp angegriffen oder dicht gemacht, immer im Raum. Für mich war die ganze Zeit sehr schöne *social action*, so dass ich jetzt leider keine neuen Kontakte geknüpft habe oder so, aber dafür hat sich das Band zwischen den Leuten, die wir uns schon vorher kannten, fester geknüpft. Am Montag haben wir an der Demo für globale Bewegungsfreiheit teilgenommen, und am Donnerstag fanden die Blockaden statt. Dazwischen haben wir die Zeit mit vielen Diskussionen, Delegiertentreffen, Blockadetraining und so was verbracht…

Elke: … zum Beispiel bei den Volksküchen mitgeholfen. Wir haben uns gut aufgeteilt und überlegt, was wir selbst an Aktionen machen wollen, aber auch auf dem Camp was machen. Neben der Blockade fand ich es vor allem eine gute Erfahrung, sich in einer Gruppe zu organisieren und so eine Aktion zusammen zu planen und durchzuführen.

Gerda: *BlockG8* hatte ein klares Konzept und gute Planung, das war von vornherein gegeben und gut. Wir hätten es vor Ort nicht umwerfen und besser machen können. Aber den Leuten von *BlockG8* wurde eine krasse Allmacht oder Wissen unterstellt. Ich habe es auch bei mir bemerkt, dass ich anderen so eine krasse Kompetenz zugeschrieben habe, die sich aber eigentlich erst dadurch entwickelt hat.

Elke: Überraschend fand ich die sehr negative Berichterstattung, vor allem von der *taz*. Negativ fand ich auch, dass Leute auf dem Camp auf einmal einen Peace-Block formieren wollten. Nach dem 2. Juni waren sie ziemlich empört und wollten sich nun als Block kenntlich machen, der vollkommen auf Gewalt verzichtet. Aber mit denen wurde ganz gut umgegangen, es wurde im Plenum viel drüber gesprochen.

Trotz der Tendenz, die bei allen ein bisschen mitschwingt, die Form des Zusammenlebens auf dem Camp nun in der nächsten WG zu suchen, zieht A. am Ende ein Resümee, das für die meisten gelten dürfte:

Agnes: Bei den Blockaden war mehr Austausch. Da bin ich mit mehr Leuten ins Gespräch und in Kontakt gekommen als auf dem Camp. Mit den Leuten, mit denen ich da zu tun hatte, ist jetzt irgendwas Gemeinsames da. Wenn man dann redet »G8« und »Camp«, da weiß man, die waren da und die haben das selbe miterlebt, da ist jetzt vielleicht auch ein bisschen mehr Zusammenhalt.

Was habt Ihr mitgenommen?

Elke: Ich habe das erste Mal konkret erfahren, wie sehr Informationen verdreht werden und dadurch das ein bisschen als Impuls mitgenommen, andere Leute darüber aufzuklären.

Gerda: Auf der praktischen Ebene, die Form der Kommunikation in einer Gruppe, in der Bezugsgruppe, wie man sich zueinander verhält und wie man schnell zu Entscheidungen kommen kann; und wie man das dann wieder mit anderen Gruppen koordinieren und erfolgreich zu einem guten Ergebnis kommen kann.

Aber die Zustände in der Uni sind so beschissen wie vorher, und auch meine WG ist genauso wie vorher. Nichtsdestotrotz war es eine super Erfahrung, die wir hoffentlich wieder machen werden, und selbst weiter Sachen wie ein besseres Wohnen entwickeln – nicht nur auf den Zeitraum von einer Woche beschränkt.

Außerdem haben wir die Augen weiter geöffnet für Strukturen, die schon da sind, dass wir die nutzen und uns einbringen können, vielleicht auch ausbreiten, auch einen Blick in andere Städte werfen. Und dass man nicht blind dem Bisherigen gegenüber… dass man so Uni-Scheiße macht, seine Seminare und so. Bestimmte Themen sind für mich mehr ins Blickfeld gerückt, zum Beispiel die Repression, weil wir das da so krass erleben mussten…

Agnes: Ich hab mich zum ersten Mal mit der Staatsmacht konfrontiert gesehen, mit der Polizei und mit diesem riesen Apparat, der den Staat beschützt und verteidigt. Da wurde mir wirklich der

Zusammenhang klar, dass der Staat auch ein Beschützungsmechanismus für die ganzen Wirtschaftsabläufe ist und das aufrecht erhalten will.

Elke: Ich beschäftige mich jetzt mit so was wie *Rote Hilfe*. Was für mich vielleicht auch einen Impuls gegeben hat, war die Demo für globale Bewegungsfreiheit, weil die aufgelöst wurde; allein, wie die Polizei da vorgegangen ist!

Birgit: Ich hab normalerweise so Stimmungsschwankungen, bin ein bisschen griesgrämig und melancholisch. Direkt nach den Protesten bin ich monatelang so – weiß nicht – total aufgeblüht, war glücklich und euphorisch. Mir ging's einfach supergut.

Agnes: Für mich war's ein Auslöser für total viele Sachen. Ich hab jetzt mehr Lust denn je, mir diverse Projekte anzuschauen, wo Leute zusammenleben. Ich will mich auch mehr mit theoretischen Themen auseinandersetzen, mehr lesen. Und ich will handeln, was tun! Ich hab auch Interesse gekriegt – weiß nicht, wie man das nennen kann –, »linke« Strukturen näher kennenzulernen, weil da so viele interessante Leute sind und interessante Ideen. Vor zwei Jahren hatte ich da noch große Scheu, ich wär nie im Leben in ein besetztes Haus gegangen, weil das war mir so »huh«.

Birgit: Die Proteste haben mein ganzes Leben verändert, meine Lebenseinstellung auf jeden Fall. Ich konnte danach nicht einfach zurück in den Alltag, sondern bin monatelang durch die Gegend gereist. Jetzt bin ich seit drei Monaten wieder hier in Paderborn, und das kotzt mich super an. Ich will wieder weg. Eigentlich wollte ich studieren, Sozialarbeit, aber ich bin nicht wirklich scharf drauf, mir wieder ne Ausbildung oder so was zu suchen. Das sind ja alles nur vorgegebene Sachen. Ich möchte nicht nach der Pfeife von irgendjemandem tanzen und das lernen, was der mir sagt.

Darko: Die Zeit nach Rostock war krass. Ich habe diese Freiheit vermisst und das Gefühl, was wichtiges zu machen. Ich wohne zuhause und gehe zur Schule, da gibt es zig Regeln und Normen, du kannst keine Entscheidungen treffen … Es passiert auch nichts, das war total schräg! Ich kam zurück und dachte, alle reden drüber, es stand ja überall. Aber in der Schule war das überhaupt nicht Thema. Und ich konnte es nicht ansprechen, offiziell bin ich ja krank gewesen. Auch bei der Antifa haben wir nicht drüber geredet. Wir haben immer so viel anderes zu besprechen…

Birgit: Nach dem G8 sind wir Ende Juli auf das A-Camp in Österreich getrampt. Es war nicht so groß, keine hundert Leute … das war wieder total toll. Auf diesem Camp gab es einen *workshop* zu Hausbesetzungen – den hab ich aber gar nicht mitgemacht, weil wir an dem Tag schon wieder weggefahren waren. Aber dadurch ist das bei mir wach geworden, so dass ich voll die Wut auf die Stadt gekriegt hab. Wir hatten nämlich schon vor zwei Jahren versucht, dieses Haus zu kriegen, hatten über tausend Unterschriften gesammelt, waren täglich unterwegs, um Leute zu informieren und Unterstützung zu bekommen. Damals hat die Stadt uns gesagt, das werde sowieso im Herbst 2005 abgerissen. Wir sind zwei Jahre lang ständig an dem Haus vorbei gefahren, und es stand noch immer! Nach dem A-Camp hab ich mich mit jemandem zusammengesetzt und die Besetzung vorbereitet. Dabei waren wir sehr vorsichtig und haben niemals darüber gesprochen, wenn ein Handy oder ein Telefon in der Nähe war, und im Infoladen sowieso nicht. Auf dem letzten Vorbereitunstreffen eine Woche vor dem Termin saßen wir zu dritt und hatten echt Schiss, dass wir auch im Haus nur zu dritt sitzen. Am Abend der Besetzung haben sich dann um die 23 Leute gesammelt, nur hier aus der Stadt, das hätt ich nie gedacht.

Die erste Woche ist ganz gut gelaufen. Wir hatten viel zu tun mit Instandsetzungs- und Aufbauarbeiten. Es kam auch übelst viel Solidarität von den Bewohnern hier aus der Stadt, was ich niemals erwartet hätte. Lebensmittelspenden, Stühle, Tische, Schränke – alles! Das war echt richtig krass.

Aber dann haben sich leider so drei vier Personen rauskristallisiert, die quasi von den anderen »erhoben« wurden. An die wurde jede dämliche Frage gerichtet. Es war nervig, quasi wie so ein Chef sein. Ich hab das mehrmals angesprochen bei Plena, ich weiß ja auch nicht viel mehr als die anderen. Aber am nächsten Tag kamen wieder die gleichen doofen Fragen. Irgendwann hab ich aufgegeben und mich ein bisschen zurückgezogen.

Das Haus wurde am 7. November geräumt, am selben Tag gab es Spontandemos, und ganz Paderborn war voll mit Bullen. Am Samstag, dem 10. November, demonstrierten nochmal ca. 200 Leute, darunter »VertreterInnen von Black Block und Clowns-Army« . Die AktivistInnen werden derzeit von Verfahren und hohen finanziellen Forderungen bedroht und freuen sich über jede Unterstützung. (siehe www.rabatz.org)

■

die NGOs können nicht kochen

Wie ist die WG in Rostock entstanden?

Hans: Bei den ersten *dissent!*-Treffen kam schnell raus, dass man da oben eine Struktur braucht. Es gab wenig Berührungspunkte zwischen den bundesweiten Strukturen und denen in Rostock. Wir sind dann im Oktober 2006 mit einigen Leuten hingezogen, und unser Projekt wurde schon bald stark von bundesweiten linksradikalen Strukturen angenommen.

Wie lief es mit der Organisierungsarbeit? Manche loben – andere klagen, es hätten sich zu wenige an den Vorbereitungen beteiligt…

Es gab ne Diskrepanz zwischen den meist eher jungen AktivistInnen und denen, die vorbereitet haben und im Durchschnitt 15 Jahre älter sind. Na ja, das war immer so, oder? Irgendwann fängst du an, Politik zu machen, bist aber nicht sofort am rumorganisieren. Und klar, es ist immer zu wenig, es waren zu wenig Leute da, die was gemacht haben. Wir hatten aber viel Unterstützung vor Ort, von Antifas, von Leuten aus der Biohofszene, aber auch von Leuten aus der Linkspartei, was ich vorher nie gedacht hätte.

Die Bündnisarbeit selber war immer sehr zweischneidig. Im Hannoverkreis, meine Güte, da waren Kirchen, Parteien, halt die Linkspartei und Grüne, und so ein paar versprengte Linke, zu denen ich mich auch zähle. Da gab es ganz seltsame Bündnisse von Linksradikalen gemeinsam mit der Kirche gegen diese ganzen Parteihierarchien, weil natürlich die Kirche was gegen die Linkspartei hat. Da sah ich mich ganz schnell in einer Gegenposition und – ich darf es kaum sagen, aber gut… – musste gemeinsam mit einer Partei irgendwie gegen die Kirche wettern, um diese noch konservativeren Strukturen gemeinsam anzugreifen. Das war schon alles extrem schräg und war trotz allem Bekenntnis zu spektrenübergreifenden Vorbereitungen geprägt von einer krassen Arbeitsteilung. Die linksradikalen autonomen Strukturen kümmerten sich um die Camps, Blockaden und Aktionstage – und das Spektrum um die NGOs kümmerte sich um die Gegenkonferenz, die wohl ein Flopp war, die politisch nix gewuppt hat, und halt eben um die Großdemonstration. Das war verkehrt, dass sich die Linke da eher rausgezogen hat!

Wir haben aber schnell bemerkt, was für eine starke Machtposition wir Linksradikale haben: Camps werden gebraucht, und wir wissen, wie man Camps macht, wir haben Kontakte zu Voküs, wir wissen, wie man kocht, was weiß ich … Diese NGOs, die können nicht kochen, nicht für ein paar tausend Leute jedenfalls, die können auch kein Zelt aufbauen.

Nur ganz umsonst ist das nicht, und um das bisschen Geld, das wir in der Aufbauphase brauchten für die Camps und für die Schule in Evershagen mussten wir hart kämpfen, das war wirklich Scheiße, das Geld zu kriegen. Aber zumindest einige NGOs und auch *Attac* waren auf uns angewiesen.

Ich finde es natürlich nicht schlecht, dass die Leute aus Strukturen wie *Attac* usw. rausgehen. Keine/r will das mehr, *Attac* und diese Sozialforen, das ist echt alles kalter Kaffee!

Ist von den Strukturen was geblieben?

Das *dissent!* hat sich aufgelöst mangels Masse. Wir hatten ein Treffen mit gut 30 Leuten, haben so ein bisschen Nabelschau betrieben, woran es liegt, dass wir so wenig sind. Es waren sehr viele unorganisierte Leute gewesen, die haben den hype mitgekriegt und sind dann weg. Es ist uns während den Tagen in keinster Weise gelungen, dem Wunsch der Leute nach Organisierung irgendwie Rechnung zu tragen. Das ist vielleicht das größte Manko gewesen. Ich selber hab Autos eingewiesen, wo sie parken sollen. Angeblich hat es ein 600 Personen starkes Autonomenplenum gegeben, und ich habe davon nix mitgekriegt. So ist es vielen von uns gegangen! Es gab viele Ansätze von Selbstorganisation, wovon viele, die in diesen Orgastrukturen waren, nix mitgekriegt haben. Ich selbst habe zwar an keiner Aktion teilgenommen, weil ich immerzu mit dieser blöden Autoeinparkerei zu tun hatte, aber ich war schon sehr zufrieden, dann mitzubekommen, dass die Leute voll zufrieden von den Blockaden zurückkamen, ein bisschen nass gespritzt aber guter Laune, braungebrannt nach dem Kampftag, alles super.

Hat die Selbstverwaltung in den Camps geklappt? Wie funktionierte das berühmte »Sich einbringen«?

Viele haben bei den Voküs mitgeholfen und so was. Da haben schon viele mit eingepackt. Aber na ja, zu »sich einbringen« gehört eigentlich noch mehr, oder? So ein Camp ein bisschen politisch zu gestalten. – Letztendlich wurde von der Camp AG aber nur der Raum für politische Organisierung geschaffen. Gut organisierte Gruppen wie z.B. *BlockG8* haben diesen Raum sofort genutzt, was sich auch in der Ausprägung des Camps und der Aktionen niedergeschlagen hat. Es gab zwar auch diese autonomen Plena, nur wegen mangelnder Vorberei-

tung viel zu spät, als nämlich schon die meisten politischen Entscheidungen, z.B. bzgl. Campverteidigung gefallen waren. Wären da nicht vor allem die ausländischen GenossInnen gewesen, die diese Organisierung hinbekamen, hätte es autonome Plena vielleicht gar nicht gegeben.

... ein paar Rahmenbedingungen habt Ihr auch gestellt. Der Informationssaustausch zum Beispiel soll sehr gut funktioniert haben...

Das kann man vielleicht auch als Erfolg sehen, dass z.B. die Camp AG gesagt hat, wir machen nicht alles selber und wir verlassen uns auch nicht auf die Strömungen, sondern zu diesem Zweck gebildete Subgruppen, die konkret zielorientiert arbeiten. Wir haben uns voll verlassen auf *Paula, BlockG8* und auf die Infopunkte-AG, und zumindest letztere haben das gewuppt, das hat gut geklappt. Wenn du diese zentrale Organisierung nicht hast, läuft alles viel besser. Du hast diese ganzen Eifersüchteleien nicht mehr.

Wieso gab es kaum Verknüpfungen zu den aktuellen gesellschaftlichen Konflikten?

Die Erwerbslosen haben schon ein bisschen mitgemacht, aber nicht an vorderster Stelle. Das ist schade, die hätten es als Forum nutzen können. Aber es gibt schon einen enormen kulturellen Unterschied, auf einer Montagsdemo ist eine ganz andere Szene, als auf einer linksradikalen Demo. Wie kriegt man es hin, eine Verbindung zu Erwerbslosen, zu Prekarisierten, zu Streikenden aufzubauen? Das dauert bestimmt noch ewig. Gut, und den Rest kann man vergessen, die Gewerkschaften, mal abgesehen von den Jugendverbänden, interessieren mich nicht die Bohne.

Was habt Ihr jetzt vor?

Keine Ahnung – ein neues Projekt suchen, was machen zum nächsten Gipfel in Sardinien. Es gab den Aufruf der Camp-AG zu einem Nachbereitungstreffen für eine Strategiediskussion. Diese »*Perspektiventage*« werden im Januar stattfinden. Wie kann es nach Heiligendamm weitergehen? Unter welchen Bedingungen kann so was wieder entstehen? Wie kann langfristig so ein Konzept aufgebaut werden? Alles betont hierarchiefrei, ohne Podien, auf denen uns die FührerInnen der Bewegung sagen, wo es lang geht. Sehr viel *openspace*, um den Leuten entgegen zu kommen, die dieses *feeling* gesucht und auf dem Camp gefunden haben. ■

Ihr hattet uns gebeten, Euren Aufruf zu den Perspektiventagen in der Wildcat zu veröffentlichen. Wir dachten, ein Interview wäre besser, auch damit uns selber klarer wird, was Ihr da genau vorhabt...

Ich bin in ner kleinen linksradikalen Gruppe, die schon zwei Jahre vorher zum G8 mobilisiert hat und auch im *dissent!*-Netzwerk drin war. Nach Heiligendamm haben alle ihre Auswertungen gemacht, *dissent!*, *IL*, *Attac*, der *Hannoverkreis*... Es gab ein paar Texte und n paar Auswertungstreffen, und das war's dann, aber was folgt jetzt weiter daraus, wo fließen die Erfahrungen ein? Die Perspektiventage sollen nochmal so ne richtig große Auswertung mit allen ermöglichen. Denn für mich war ein wichtiger Punkt der Proteste die Frage von Bezugnahme einer breiten Bewegung, sowohl themen- als auch spektrenübergreifend.

Was sind Spektren für Dich?

Das ist für mich dieses »linksradikal bis zivilgesellschaftlich«. Beim G8 waren die linksradikalen Kräfte das *dissent!*-Netzwerk, das *Anti-G8-Bündnis für eine revolutionäre Perspektive*, und die *IL*; das sind die drei größeren linksradikalen Netzwerke, das ist für mich ein Spektrum. Auf dieses Spektrum haben sich auch Frauen-, Lesben-, Transgender- und queere Zusammenhänge bezogen. Ein anderes Spektrum ist *Attac* und Umfeld, ein weiteres Spektrum sind die NGOs, die das Grönemeyer-Konzert und die Interviews mit Bono mitorganisiert haben; die Gewerkschaften sind ein Spektrum, die (evangelische) Kirche ist eins...

Wie soll eine dermaßen weit gefasste Zusammensetzung eine gemeinsame Ausarbeitung machen? Erstmal müssten doch die Linksradikalen untereinander eine politische Auswertung hinkriegen...

Die Linke ist ja sehr marginalisiert, die radikale Linke noch viel marginalisierter, und ich fand bei den G8-Protesten, was da zusammenkam von der Wahrnehmbarkeit in den Medien aber auch sonst, von den Menschen, die erreicht wurden... also ich finde das für mich jetzt schon eine Herausforderung, die sich politisch lohnen würde – ob die realistisch ist, ist nochmal was anderes, da bin ich gar nicht so überoptimistisch –, wenn verschiedene Kräfte, die sich bewegen oder die Gegenpositionen haben, anfangen sich aufeinander zu beziehen.

Die Gewerkschaften haben Euch mit der Vorbereitung allein gelassen. Die Linksradikalen in der BRD

»Fragen, die nochmal besprochen werden müssen«

Gespräch mit einer Frau aus der Berliner Vorbereitungsgruppe, Ende November

sind absolut marginal, da gebe ich Dir recht. Das hat aber unter anderem den Grund, dass sie auch dann, wenn sie mal was hingekriegt haben, nachher nix besseres wissen, als wieder zu den Institutionen hinzulaufen!

Das sind sozusagen schon grundsätzlich verschiedene Haltungen. Seit dem G8 gibt es Vollversammlungen in der Köpi, »die radikale Linke muss gucken, wo sie steht und was sie will«, da sind das, was du sagst und das, was ich sage, konträre Positionen. Die einen sagen: »Dieses breitere Bündnis und diese Kooperationen, das ist verschwendete Energie, die müssen wir in unsere Gruppen, Projekte, Forderungen und Kämpfe stecken, dann werden wir auch wieder stärker«. Eine andere Position, die ich vertrete, ist eher: »Linksradikale Politikanalysen, Forderungen, Ausarbeitungen nicht vernachlässigen, aber mir ist daneben, parallel dazu eine Bezugnahme auf andere wichtig.«

Das erste ist nicht meine Position; aber klar, wir beide vertreten unterschiedliche Positionen. Das ist aber nicht der Punkt: Ich würde auch in Italien oder in Frankreich sagen, wir sollten unsere Dinge ohne Gewerkschaften organisieren. Aber in Italien haben die Gewerkschaften und Rifondazione eine wichtige Rolle z.B. bei der Mobilisierung nach Genua gespielt, während die deutschen Gewerkschaften kaum Leute nach Heiligendamm mobilisiert haben! Es geht mir nicht um zwei verschiedene Ansichten, sondern um Lernprozesse, um geschichtliche Erfahrungen, wenn du so willst.

Ich würde auch sagen, die großen Gewerkschaften haben sich auf G8 minimalst bezogen, das passte denen eigentlich gar nicht in den Kram. Ich fänd's aber trotzdem falsch, sie bei Versuchen nicht anzusprechen und einzuladen.

Aber mit welcher Perspektive?

Wo gibt es Themen, auf die man sich zusammen beziehen kann? Wo gibt es Kämpfe, aus denen man ne Stärke entwickelt? Ein Beispiel ist die Initiative um globale soziale Rechte, da gab es im Februar 2007 in Frankfurt ein Treffen mit 130 Leuten, und da waren gleichermaßen Gewerkschafter, antirassistisches, linksradikales Bewegungsspektrum und NGOs, also *Fian* und so. Ich find das überhaupt nicht verkehrt, die Gewerkschaften als Kraft anzusprechen. So oder so sind sie ein Faktor, den man nicht außen vor lassen sollte.

Gibt es eine inhaltliche Zielsetzung für die Perspektiventage?

Wir geben keine konkreten Inhalte vor, sondern stellen die Frage: »Gibt es Interesse an einer themen- und spektrenübergreifenden Bezugnahme?« Es werden inhaltliche Zielrichtungen eingebracht von Leuten, die schon bestimmte Ideen haben, also globale soziale Rechte, Planungen für ein Klimacamp, antirassistischer Aktionstage, Kampagnen gegen Privatisierung… Was gäbe es da für Möglichkeiten für Bezugnahmen, um die stärker zu machen. Dann Fragen von Arbeitskämpfen und Prekarisierung, was wäre da möglich. Wir sind im Austausch mit allen möglichen Gruppen…

Wie viele Leute bereiten die Perspektiventage vor?

Die Vorbereitung ist breit und selber schon spektrenübergreifend. In Berlin sind 15 Leute intensiv dabei. Es gab vier bundesweite Vorbereitungstreffen. Eins war in Cottbus auf dem Sozialforum, da waren siebzig Leute, bei den anderen in Berlin waren so dreißig Leute.

Ihr schreibt im Aufruf, Ihr wollt »die politischen Themen weiter bearbeiten«. Wie sieht das aus?

Es wird Blöcke geben, die offener, open-space-mäßiger sind, wo sich Leute mit mit ihren Sachen einbringen können. Und Blöcke mit vorbereiteten inputs, z.B. Auswertungen des Aktionstages »Migration« oder »Block G8«. Und es sollen crossover mit anderen Themen geschaffen werden, dass verschiedene Teilbereichsbewegungen sich aufeinander beziehen, z.B. mit einem Camp im Sommer 2008, wo Klima-Camp und antirassistische Aktionstage zusammenkommen. Da geht es um Kräfte Bündeln und dadurch ne Stärke erreichen.

Wen wollt Ihr erreichen? Und wie versucht Ihr das?

Eigentlich wollen wir gerne alle ansprechen, die sich bewegen wollen, die Veränderung wollen. Klar, von den Überschriften oder Bildern, mit denen man wirbt, ist es nicht einfach, die einen anzusprechen, ohne dass sich die anderen nicht angesprochen fühlen. Wir hoffen aber, dass wir in den Einladungstexten klar machen können, dass es auch für die, die nicht in Heiligendamm waren, interessant ist. ■

where do we go from here?

Im Gegensatz zu früheren Mobilisierungen wollte *Block G8* den Gipfel nicht stürmen, sondern symbolisch blockieren. Das schuf Raum für Geheimabsprachen, letztlich wurde nur symbolisch blockiert (wobei die BlockiererInnen und die Bullen im Feld das nicht wussten und sich real bekämpften). Linksradikale sollten sich nicht als Teil der Inszenierung instrumentalisieren lassen. Sie sollten keine Absprachen mit Polizei, *Attac* und *Linkspartei* treffen, und ihre »Vertreter« sollten nicht mit lauter anderen wichtigen Politikern auf dem Gegengipfel sitzen. Aber gibt es andere Orte und Gelegenheiten, für die gemeinsame Diskussion? Können wir solche Orte herstellen? Oder läge die Radikalisierung darin, beim nächsten Mal wieder zum Gipfel*sturm* aufzurufen? Was hätte man nach einem Durchbruch zum Luxustagungshotel gemacht? »Ein Symposium, eine Art Parteitag, oder eine Vollversammlung durchführen, ein Organisationsbüro für kommende Kampagnen einrichten, einfach das Büfett leer fressen, die Räume bunt bemalen, ein alternatives Tagungshaus mit Vokü einrichten oder den ganzen Komplex verwüsten und niederbrennen?« [Markus Mohr in *antidot*]

a) Die Verherrlichung der guten Ansätze verhindert deren Entfaltung

Der respektvolle Umgang miteinander, die große Fähigkeit zur Selbstorganisation, die transparenten Entscheidungsstrukturen sind Keimformen einer revolutionären Bewegung, sie stehen mit den Inhalten des Kampfs in notwendiger, dialektischer Verbindung. Wie wären die »Grenzen der sozialen Autonomie« zu überwinden? Die »Basisse« sollten sich nicht »*multispektral*« an die Institutionen anbinden lassen, sondern »übergreifen«: die gemeinsamen Erfahrungen zusammen diskutieren, sich von der eigenen Neugier leiten lassen, auf die eigenen Fähigkeiten vertrauen.

b) MigrantInnen

Linke, die den Willen nach Veränderung nicht am eigenen Hass auf die Verhältnisse festmachen, sondern an der stellvertretenden Besorgtheit über das Elend anderer, unterdrückter Menschen, thematisieren Migration als Problem von Betreuung und von juristischen Rechten. Die Migrationsfrage steht aber im grundsätzlichen Widerspruch zur Idee des Bürgerrechts. Sie sprengt Vorstellungen wie »garantiertes Mindesteinkommen«, sie macht immer wieder klar, dass Revolution nur als weltweite zu haben ist.

Andere Ansätze, breitere und weitergehenden Bewegungen lassen sich in der Geschichte (die *Wobblies)*, oder in Spanien, Frankreich und den USA finden. Wie lassen sich diese zu uns »übersetzen«? Geht das überhaupt?

c) Andere soziale Kämpfe

An allen Ecken und Enden gibt es »Arbeitskämpfe«. Warum mischen sich Leute, die in Heiligendamm aktiv waren, dort nicht ein? Eine Aktivistin sagte uns, sie würde die »vielen Widersprüche« in solchen Kämpfen nicht aushalten. Wer nur eine Welt aus »widerspruchsfreien Guten« gegen »die Bösen« aushält, kann auch beim Bäcker keine Brötchen holen! Schon gar nicht taugen solche binären und identitären Zuschreibungen als Bestimmung für politisches Handeln.

Wie und wodurch sind solche Vorbehalte überwindbar und wo weisen sie auf einen konsequenzlosen Scheinradikalismus hin? Oder brauchen wir die Erfahrung(en) einer Bewegung in erster Person (siehe die SchülerInnen-Mobilisierung in den Niederlanden!), um uns – in revolutionärer, nicht betreuender Absicht! – auf andere soziale Kräfte einzulassen?

d) Revolution

Die Vorstellungen von einer radikalen Revolutionierung der Gesellschaft sind in eine schwere Krise geraten. Aber ohne solche Vorstellungen bleibt politisches Handeln im »hier und jetzt Möglichen« gefangen. Wenn der *black block* die einzige sichtbare »revolutionäre Praxis« ist, brauchen wir uns über die Marginalisierung der radikalen Linken nicht zu wundern.

Aber wie stellen wir uns eigentlich Revolution vor? Partisanengruppen? Befreite Gebiete? Konspirative Kleingruppen? Einfach alle Kapitalisten erschießen?

e) Reproduktion

Kann der »Schwung von Heiligendamm« mehr werden als die Suche nach einer besseren Wohnform oder nach dem nächsten Gipfel-Event? Gerade das Kollektive an der gemeinsamen Reproduktion in den Camps wurde als das Tolle und das Vorwärtsweisende empfunden. Warum individualisiert sich das im Alltag sofort wieder? Hier kollektiv nach Antworten und Handlungsmöglichkeiten zu suchen, erfordert viel mehr Radikalität, als sich von Bullen auf einer Demo verprügeln zu lassen, und mit den dabei zugezogenen Wunden lässt sich nicht so gut prahlen. Aber diese Radikalität müssen wir mit subversiver Geduld immer wieder aufbringen – schon um den »professionellen« Enteignern was entgegensetzen zu können, von unten, kollektiv und revolutionär! ■

a new morning changing weather

Organisierung an den Amper Kliniken AG in Dachau

Ende der 1980er Jahre und zu Beginn der 1990er Jahre verbesserten sich im Gefolge einer fast europaweiten Krankenschwesternbewegung mit selbstorganisierten Aktionen, Demonstrationen und Streiks die Löhne und Arbeitsbedingungen in den Krankenhäusern massiv. Seit Mitte der 90er Jahre wird die Schraube in die andere Richtung gedreht: Privatisierungen, zunächst von Teilbereichen, dann der Kliniken selber; Umstrukturierung der Arbeitsprozesse in den Kliniken; Stellenabbau. Mit der schrittweisen Umstellung der Krankenhausfinanzierung ab 2004 wurde der Druck auf die Beschäftigten weiter erhöht. Wir schrieben im Herbst 2003:»Über die Folgen sind sich alle – Krankenkassen, Gewerkschaften, Gesundheitsökonomen, Krankenhausleitungen – einig: kleinere Krankenhäuser werden zumachen und/oder weiter Betten abbauen, die großen Krankenhäuser kommen unter Rationalisierungsdruck... Die Ausbeutung der »GesundheitsarbeiterInnen« soll von zwei Polen aus reorganisiert werden: in den (Groß)Kliniken ist die Umstellung der Krankenhausfinanzierung und die damit oft verknüpfte Privatisierung(sandrohung!) Mittel zur Steigerung der Produktivität und zur weiteren Arbeitsverdichtung, während Privatisierung und Expandierung der Gesundsheitsbranche in den die Kliniken umgebenden Bereichen die Ausbeutung von zusätzlicher billiger, prekärer Arbeitskraft ermöglicht.« (*Wildcat* 67)

Wir haben den Artikel vom Oktober 2007 gekürzt und aktualisiert. Das Original – und weitere Informationen – findet Ihr auf

www.ungesundleben.org/bgak

www.faum.de

Inzwischen ist der Druck so weit gestiegen, dass es hin und wieder den Deckel lupft. Seit zwei Jahren laufen ständig Streiks oder Aktionen an irgendeiner Klinik. Der von *ver.di* geführte Streik an den vier Unikliniken in Baden-Württemberg Ende 2005 war der Auftakt für die Streiks im gesamten Öffentlichen Dienst 2006. Trotzdem (oder deswegen?) überwiegt bisher das Gefühl, dem *rollback* wenig entgegenstellen zu können. Der Stellenabbbau geht weiter, die Arbeitszeiten werden immer länger, es gibt Reallohnverluste, Auslagerungen, Privatisierungsdruck.
Bei der Ablösung des alten BAT im Öffentlichen Dienst durch den TVöD ging es den Gewerkschaften vor allem um die Aufrechterhaltung ihres Vertretungsanspruchs. Der »Flächentarifvertrag« ist in dieser Optik ein staatlich und institutionell garantierter Flickenteppich mit zig Spaltungslinien (öffentlich/privat/kommunal/Land/Bund), und ver.di hat in den Streiks im Öffentlichen Dienst auch gar nicht versucht, die Basis gegen diese Spaltungen zu mobilisieren, sondern im Gegenteil immer weiter »Spartentarifverträge« abgeschlossen.

Im Frühjahr 2008 stehen wieder Streiks im Öffentlichen Dienst und damit auch in den Krankenhäusern an: Lohn und Arbeitszeit werden im Zentrum stehen – zumindest wenn es nach der Gewerkschaft geht. Die »Gewerkschaftsbasis« fordert Lohnerhöhungen um die zehn Prozent, bzw. Festgeld von 250-300 Euro, die Arbeitgeber wollen die 40-Stunden-Woche durchsetzen und eine weitere Nullrunde beim Reallohn. Die Gewerkschaft wird entlang der oben skizzierten Spaltungen für einen »Kompromiss« aus beidem mobilisieren. Das können wir nur aufbrechen, wenn der Kern der Umstrukturierungen aufgegriffen wird: Stellenabbau, Arbeitsverdichtung, Privatisierungsdruck, Auslagerungen...

Die KollegInnen an den *Amper Kliniken* in Dachau haben in den letzten Jahren an mehreren Fronten gegen die weitere Verschlechterung der Arbeitsbedingungen gekämpft. Wir hoffen, dass ihr Bericht vor der anstehenden *Streikrunde 2008* die Diskussion beflügelt und dass die Grenzen der *Streikrunde 2005/6* überwunden werden.

Noch befindet sich nur ein relativ kleiner Teil der Krankenhausbetten in privaten Kliniken (zur allg. Entwicklung siehe *Wildcat 67:* Arbeitsplatz Krankenhaus). Die Rhön Klinikum AG ist mit inzwischen 46 Kliniken mit 15000 Betten einer der gößten Krankenhauskonzerne. Im Dezember 2005 übernahm die Rhön-Klinikum AG die fusionierten Universitätskliniken von Gießen und Marburg. Seitdem wurden 300 Stellen gestrichen, im Pflegebereich 43000 Überstunden angesammelt. Eine Situation, die man auch aus nicht privaten Kliniken kennt. Auch die Tendenz, Neueingestellte und die ArbeiterInnen in Küche und Wäscherei beim Lohn und der Arbeitszeit schlechter zu stellen, ist nicht neu.

Die Einstellung von »Servicekräften« ist eine in vielen Kliniken angesagte Kostensenkungsstrategie: Ein neuer Mix aus »gut bezahlten« KrankenpflegerInnen und schlechter bezahlten Krankepflegehelferinnen oder »Aushilfen« und »Servicekräften«. So verdient eine KrankenpflegerIn zwischen 2000 und 2600 brutto (je nach Tätigkeit und/oder Berufserfahrung); hat sie schon vor der Privatisierung in der Klinik gearbeitet, können es 50-100 Euro mehr sein; die Reinigungskräfte verdienen zwischen 1300-1450 brutto, die neuen »Servicekräfte« kriegen für eine 75 Prozent-Stelle 900-950 brutto.

Die ehemaligen Kreiskliniken Dachau/Indersdorf wurden bereits vor der Übernahme durch den Konzern *Rhön Klinikum AG* »vorprivatisiert«. Seit 2001 wurden unter dem landkreiseigenen Dach *Amper Kliniken AG* Teil-GmbHs für verschiedene Abteilungen gegründet: der ambulante Pflegedienst *Mi Cura; Amper Medico* eine Art Leihfirma für das ärztliche Personal, die Physiotherapeuten und vor allem Ärzte mit individuellen Arbeitsverträgen zu schlechteren Konditionen einstellt; *KDI Service* für die Putzfrauen, die Wäscherei und die Küche. Arbeitsabläufe sollten rationalisiert, Personal reduziert und Auszubildende nicht mehr übernommen werden, Zuschläge wie die Ballungsraumzulage sollten wegfallen. Im Gegenzug wurden neue Prachtbauten errichtet, ein kompletter Neubau mit jeweils neun bis zwölf Betten auf allen sechs Stockwerken, ein Parkhaus mit sauteuren Preisen fürs Personal; ein Fachärzte-Zentrum (das allerdings nicht von der Klinik selbst gebaut wurde, aber nun hauptsächlich von ihr genutzt wird).

Erste kritische Stimmen wurden von der Klinikleitung mit Abmahnungen, Versetzungen und sogar Anzeigen zum Schweigen gebracht. Von Frühjahr bis Sommer 2004 kam es zu mehreren Flugblattaktionen gegen die verschlechterten Bedingungen. Alles von Einzelpersonen (darunter auch Mitglieder der *FAU*), der Organisationsgrad bei *ver.di* lag zu dieser Zeit vielleicht bei drei Prozent, und der noch unerfahrene Betriebsrat agierte mehr im Verborgenen.

»You don´t need a weatherman to tell ...«

Dann kam 2005 der Schock: der Landkreis trat den Großteil seiner Anteile (74,9 Prozent) an den Kliniken an einen »finanzkräftigen Partner« ab, die *Rhön Klinikum AG*. Schnell wurde klar, woher der neue Wind wehte: Straffung des Arbeitsalltags durch Stellenabbau, keine Neubesetzung von Stellen (die Fluktuation wird nicht ausgeglichen), befristete Verträge und eine Erneuerung der Hierachie (eine von der Pflege freigestellte sogenannte Bereichsleitung zur Koordination der »Umstrukturierung«). Die Folge waren Krankheitsausfälle durch Überlastung, viele Überstunden – und weiterer Stellenabbau in einer Situation teilweiser Überbelegung (auf den internistischen und chirurgischen Stationen waren über einen Zeitraum von neun Monaten mehr Patienten als Betten vorhanden).

Ver.di bemühte sich nach der Übernahme um einen Haustarifvertrag für Dachau/Indersdorf und Pasing/Perlach, die Gegenseite forderte die 40-Stunden-Woche. Im Anschluss an die Verhandlung hängte die Tarifkommission von *ver.di* neben dem Brett des Betriebsrats und dem der Pflegedienstleitung selbst gemalte Plakate auf, die verkündeten, dass dies »mit uns« nicht zu machen sei. Die Plakate hingen keine zwölf Stunden. Aber eines Morgens waren in den Hauptaufzügen »illegale« Plakate vorzufinden, die das Vorgehen der Klinikleitung brandmarkten.

Die Tarifkommision selbst sah keinen Anlass, irgendetwas zu tun, und wartete lieber, bis zwei Monate später die offiziellen Flyer von ver.di draußen waren. Inzwischen hatten Aktive nach Feierabend die Stationen abgeklappert und Mund-zu-Mund Propaganda betrieben, bis eine Abstimmung kam, in der 78 Prozent gegen die 40-Stunden-Woche stimmten. Dies war zwar nicht der Bringer, wäre aber ohne das selbsttätige Einschreiten weniger nicht vorstellbar gewesen. Als der Tarifvertrag abgeschlossen war, gab's keine Mitgliederversammlung oder dergleichen. Nur eine Broschüre, die das Ergebnis darlegte.

Das Jahr 2006 bis ins Frühjahr 2007 war ein Jahr der Depression, im wahrsten Sinne. Der anfängliche Schwung geriet komplett zum Stillstand. Die KollegInnen waren am Ende ihrer Kräfte, konnten oder wollten nicht mehr. Für die meisten war die Abwärtsspirale nicht aufzuhalten, viele zogen sich zurück. So auch die im Frühjahr 2006 gegründete *Betriebsgruppe Amperkliniken*, die eigentlich offen im Betrieb agieren wollte.

Ein paar Sachen geschahen trotzdem:

- Ende September 2006 hängten Unbekannte am Parkhaus gegenüber der Klinik ein über vier Meter langes Transparent auf:
  »Nein zum Stellenabbau!
  Solidarität mit den Betroffenen«.
- Anfang Oktober 2006 gaben alle Pflegestationen gleichzeitig Überlastungsanzeigen ab. Die Bereichsleitungen hatten das untereinander abgesprochen und koordiniert. Es war nur eine kurze »Ventilöffnung« um »Schlimmeres« zu verhindern, da immer mehr kollektiver Unmut spürbar wurde.

»...which way the wind blows« (Bob Dylan)

Anfang 2007 fiel ein Konzept zur Einführung eines »Service-Sektors« in die falschen Hände. Dort war vorgesehen, je Fachbereich drei Vollzeitstellen in der Pflege zu streichen und durch billigere »Service-Kräfte« zu ersetzen. Außerdem sollten

ArbeiterInnen mit altem, unbefristeten Vertrag mit der Klinik durch »freiwillige Kündigungen« in die externe Reinigungsfirma *Gies Dienstleistungen GmbH* gedrängt werden. In den letzten Märzwochen 2007 fand ein Treffen von allen noch bei der Amper Klinik direkt unter Vertrag stehenden Reinigungsleuten statt, insgesamt 14 Menschen, ein Überbleibsel aus kommunaler Hand, die meisten von ihnen seit mindestens 20 Jahren hier. Ihnen wurde mitgeteilt, dass sie vier Tage Zeit hätten, dann würde ein neues Treffen stattfinden, auf dem sie ihre Kündigung und ihre neue Bewerbung für den Service oder für *Gies GmbH* abgeben sollen. Der anwesende Betriebsrat riet ihnen allen Ernstes, das so zu machen. Leider stimmten daraufhin vier sofort zu. Die restlichen zehn wandten sich an die *Betriebsgruppe* und verweigerten die »freiwillige« Kündigung. Dagegen konnte die Klinikleitung nicht viel ausrichten, alle zehn wurden in die Wäsche-Abteilung versetzt. Sie machen dort seitdem zu zehnt in acht Stunden täglich die Arbeit, die vorher von zwei Leuten in vier Stunden gemacht worden war – was der Anzugfraktion gar nicht gefällt.

Bitter war allerdings die »betriebsbedingte« Kündigung von 25 KollegInnen aus dem Reinigungspersonal der Tochterfirma *KDI* zum 1.10.2007. Ein eher trauriges Ende, da diese 25 KollegInnen nicht gekämpft haben, der Betriebsrat ihnen keine Unterstützung bot, und sie auf die Anfragen der *Betriebsgruppe* nicht antworteten.

Seit Juli 2007 betreibt die *Gies GmbH* die gesamte Reinigung. 90 Prozent der *Gies*-Beschäftigten sprechen kein Deutsch, ihr Stundenlohn beträgt 6,50 Euro. Das Verhältnis der Pflegekräfte zu den Reinigungs-KollegInnen ist mehrheitlich herablassend, wenn auch nicht rassistisch.

Im Juli 2007 nutzte die Geschäftsführung einen Aufruf des Internet-Forums *www.ungesundleben.org/privatisierung* zur Vernetzung von Betriebsgruppen im Gesundheitswesen dazu, Drohgebärden vom Stapel zu lassen, u.a. gegen die Jugend- und Auszubildenden-Vertretung, die bedrängt wurde, Namen zu nennen.

Hilfe von außen naht...

Am 17. August 2007 fand am Klinikgelände eine Kundgebung der *FAU* statt, bei dem mit einem ausführlichen Flugblatt die Beschäftigten und BesucherInnen über die allgemeinen Bedingungen aufgeklärt wurden. Die Blätter wurden anscheinend in die Klinik mitgenommen und von KollegInnen unter der Hand verteilt. Mitglieder der Geschäftsführung versuchten, sie auf den Stationen wieder einzusammeln. Gegen fünf TeilnehmerInnen der Kundgebung laufen Anzeigen wegen Hausfriedensbruch.

... der Stein gerät ins Rollen

Die *FAU* wehrt sich öffentlich gegen die Anzeigen, bietet Gespräche an, will als im Betrieb vertretene Gewerkschaft anerkannt werden. Am 14./15. September 2007 fand ein Aktionswochenende mit einer Veranstaltung in Dachau zum Thema »Arbeitskämpfe in privatisierten Gesundheitseinrichtungen« statt. Zum Abschluß sollte eine Kundgebung mit anschließender Demonstration am Bahnhofsplatz in Dachau stattfinden. Es kamen etwa 30 Leute, unter ihnen auch einige Klinikbeschäftigte. Diese rieten aber, aufgrund zu befürchtender Repression, von der Demonstration ab, was von der *FAU* berücksichtigt wurde. Am selben Tag brachte ausgerechnet die konservative Lokalzeitung eine Sonderseite über die Arbeitsbedingungen des Pflegepersonals an den Kliniken Dachau und Indersdorf, darin anonyme Zitate einzelner Beschäftigter.

Die *FAU* hat sich durch ihre Entschlossenheit einen gewissen Respekt erkämpft und den Leuten Mut gemacht, aus eigener Kraft etwas zu erreichen. Sie wird von vielen Beschäftigten mittlerweile als normale Gewerkschaft wahrgenommen. Dies ist auch *ver.di* nicht entgangen. Ihr Verhandlungsführer entdeckte in einem Interview nun plötzlich Mängel in der Personalpolitik und stellte sich zaghaft hinter die Beschäftigten. Gleichzeitig betonte er aber, die Bedingungen in Dachau wären nicht exemplarisch für den gesamten *Rhön*-Konzern, mit dem er so ziemlich jeden Tarifvertrag im Raum abgeschlossen hat. Außerdem sei der Haustarifvertrag »eine gute Grundlage, den inneren Frieden in der Amperkliniken AG zu entwickeln«.

Ob Betriebsrat oder Gewerkschaft: Wer jahrelang die Augen verschließt, braucht sich nicht wundern, wenn er irgendwann den Dingen hinterher läuft und die Initiative von anderen ausgeht. Bleibt zu hoffen, dass der Versuch misslingt, den Protest in geregelte Bahnen zu lenken.

Mittlerweile hat sich ein Kern von aktiven KollegInnen gebildet, die sich regelmäßig und zwischendurch treffen. Zum einen soll mit Infoständen »nach außen« informiert werden, »drinnen« soll mit einer Betriebszeitung weitergemacht werden...

Dr. Mandingo & Madame Ascaso
Zwei Militante aus dem Betrieb

Derek Bailey (1930-2005), englischer Gitarrist, machte frei improvisierte Musik, nahm zahllose Platten auf und gründete das erste musikereigene, unabhängige Label des Landes – aber vor allem wollte er im jeweiligen Moment soviel wie möglich »spielen« und bereits Gespieltes hinter sich lassen. Die Zusammenarbeit mit anderen Musikern von Jazz bis Drum 'n' Bass und auch Tänzern war für ihn die wichtigste Quelle dafür, wirklich radikal zu improvisieren und jede Vorhersagbarkeit zu vermeiden. Seine Musik ist von Unterbrechungen gekennzeichnet, ist spontan und zufällig – sie hat aber gleichzeitig eine sehr komplexe Struktur und nutzt vielfältige Techniken, um Klänge aus der Gitarre herauszuholen. Ab Mitte der 60er Jahre ging Bailey daran, die Grenzen der Genres und Traditionen zu überwinden, und dennoch schätzte er seine vorhergehenden Lehrjahre als Session-Musiker in allen möglichen Tanz-, Studio- und Showbands. Er verdiente sein Geld in Tanzlokalen, in denen »die gefährlichen Klassen waren«, und wo er trotz aller Standardisierung seine Freiheiten hatte: »Rückblickend betrachtet war es die perfekte Situation, weil alles was wir taten eine Art musikalische Tapete war. Wir konnten nicht mal die Tänzer nerven, weil sie rein gar nichts von uns erwarteten. (...) [Sie] gingen Tee trinken während wir spielten.« (Bailey z.n. David Toop: Obituary. In: The Wire). Das gab ihm die Möglichkeit, an der Musik zu arbeiten und zu lernen.

Wir haben einen *Exkurs zu einem Thema aus Ben Watsons »Derek Bailey and the Story of Free Improvisation« (Verso, 2004)* von Matthew Hyland aus dem Englischen übersetzt.

*Company Work** vs. Patrizier auf Plünderzug**

Man erinnert sich an Derek Bailey als jemanden, der improvisierte Musik von kompromissloser Strenge gemacht hat, aber jeder, der ihn je spielen gesehen hat, weiß, dass er kein Idealist war.

Bailey erlernte seine Spieltechnik bei der Arbeit als Big-Band-Gitarrist in den Tanzlokalen der 50er Jahre. Die Bands spielten auf Drehbühnen, von denen aus sie ohne Unterbrechung einen swingenden Hintergrund für die wogende Masse einer sexuell aufgedrehten, völlig besoffenen proletarischen Jugend lieferten. Manchmal befanden sich die Musiker in Käfigen, damit sie im allgemeinen Gewühl nicht zu Kollateralschäden würden.

Im Buch blickt Bailey mit Liebe auf die Welt der Tanzlokale zurück. Die Musiker lebten unter und spielten für Menschen ihrer eigenen Klasse, existierten aber gleichzeitig als eine »Art Geheimgesellschaft … eine gänzlich integrierte Alternative« (S. 45), ohne das geringste Interesse daran, »das Publikum« als Konsumenten zu bedienen. Sie, genauso wie die Besucher der Tanzlokale, waren aus anderen Gründen dort.

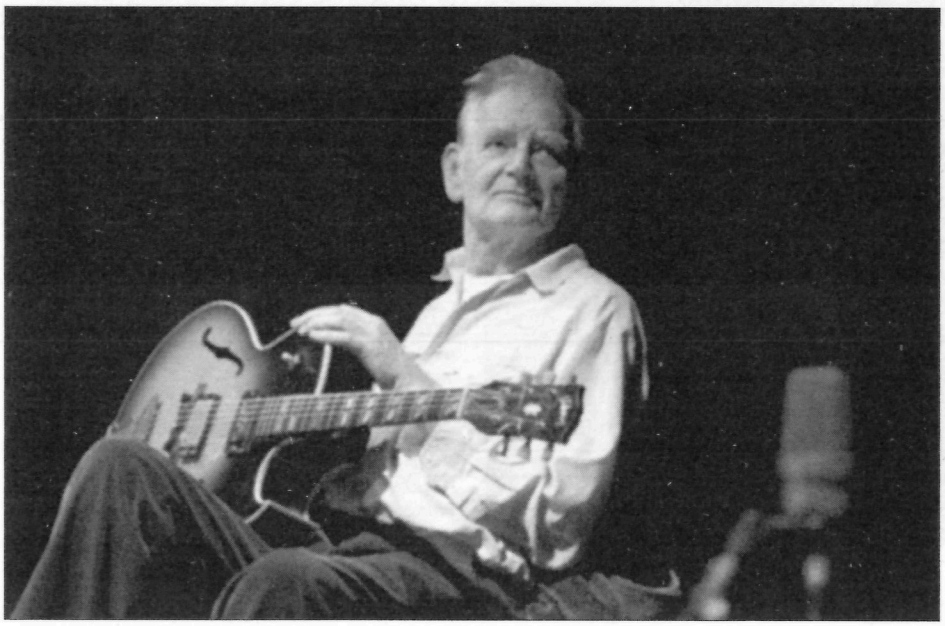
Tatsächlich war dieses Desinteresse nicht nur gegenseitig, es war etwas, das Musikarbeiter grundsätzlich *gemein* hatten mit den Raufbolden in den Rängen. Letztere müssen ihre Arbeitskraft ebenso ans Kapital verkaufen und haben dabei weder die Möglichkeit noch das Interesse, darauf Einfluss zu nehmen, wie das Produkt schlussendlich beim Konsumenten ankommt. *Sich Sorgen darum zu machen, auf dem Markt bestehen zu können, Beachtung beim Kunden zu finden, ist das Problem der Kapitalisten.* Wie jedem anderen Facharbeiter ging es Bailey darum, sich zu akzeptablen Bedingungen ein Einkommen zu verschaffen, was für ihn bedeutete: weit weg von den Qualen der Fabrik.

Wenn all das heutzutage ungewöhnlich erscheint, liegt es vielleicht daran, dass sich Musiker in den seither vergangenen Jahrzehnten viel eher wie Kulturprofis benehmen, und eben nicht wie Wanderarbeiter im Dienstleistungsbereich.

Bailey zufolge haben Leute, die behaupten, sie würden eher in die Fabrik gehen, als Musik zu machen, die sie nicht mögen, niemals in einer Fabrik gearbeitet. Die Kritik an einem klassenprivilegierten Idealismus setzt genau hier an, aber die Anmerkung verweist auch auf einen signifikanten Unterschied zwischen der Zeit Mitte des 20. Jahrhunderts und heute. Als Bailey in Tanzlokalen und Nachtclubs spielte, machte es noch Sinn, über Fabrikarbeit oder eine Vollzeitbeschäftigung als Musiker als alternative Perspektive für (eine Minderheit von) Kids aus der Arbeiterklasse zu sprechen. Die Entscheidung war eine zwischen zwei Formen

* »Company Work« ist ein unübersetzbares Wortspiel mit »Company Week« (so nannte Bailey die Veranstaltungen, die er jährlich organisierte, und daraus entstehende Aufnahmen, bei denen die eingeladenen Musiker in spontan zusammengestellten Besetzungen improvisierten). Watson schreibt, dass Bailey mit dieser Namenswahl »das Unnennbare benannte, dem Unverkäuflichen eine Marke gab, und dabei einen Schluckauf in den gängigen Annahmen über Musik, Bands, Platten und Konzerte verursachte, die von einer Industrie erzeugt werden, deren Aufgabe es ist, Waren zu vermarkten.«

**Watson merkt an, dass Bailey »den Großteil des britischen 'Jazz' [als] patrizische Plünderung einer Ausdrucksform begriff, die ursprünglich aus der Einbindung in ein geregeltes Arbeitsverhältnis entstanden war.« (S. 110)



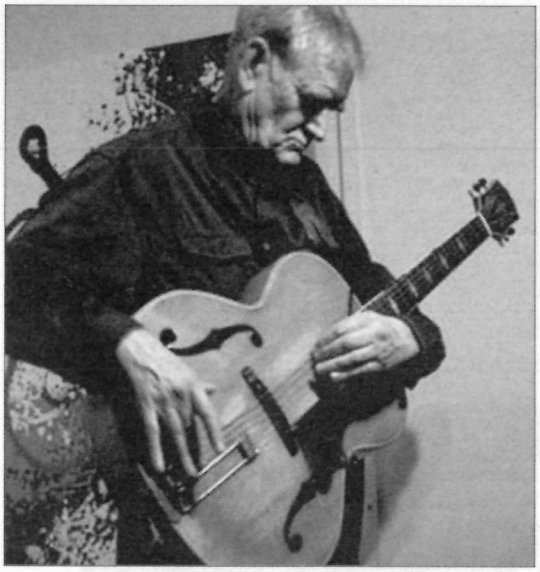
der Lohnarbeit: einer, die körperlich auslaugt und brutal erzwungen wird, und einer anderen, bei der die körperliche Unversehrtheit des Lohnarbeiters eher garantiert war und die ein Mindestmaß an Freiheit ermöglichte. Im Gegensatz dazu betrachten heutige aufstrebende Künstler Musik (und Kultur im allgemeinen) als leistungsorientierte Alternative zur Lohnarbeit *an sich:* Die individuelle Befreiung von der proletarischen Plackerei verdient man sich, indem man sich einer ganz speziellen geistigen Erniedrigung unterwirft.

Als ein jugendlicher Bailey vor der Entscheidung stand, Vollzeit oder gar nicht Musik zu machen, hat er sich wohl kaum vorstellen können, dass Vollzeitmusik – anders als stundenlanges Erlernen von Präsentationstechniken und kleinunternehmerisches Networking – noch während seiner Lebenszeit so gut wie aussterben würde. Sein weiterer Werdegang nach der Zeit der Tanzlokale, der ihn über Jazzclubs zur internationalen nicht subventionierten Szene der freien Improvisation führte, ist nicht einzigartig, stellt aber eine große Ausnahme dar, eine vereinzelte Anti-Karriere, die auf ein (noch) nie umgesetztes soziales Potential verweist. Es gab für ihn wenig Anlass zu hinterfragen, inwieweit *Musik als Arbeit,* in dem Sinne wie er sie verstand, noch möglich war und für wen.[1]

Als sich die Welt der entlohnten Musik auflöste, fand Bailey einen Weg, sich von deren Kehrseite zu lösen (z.B. »der ungebrochen grauenvollen Sentimentalität von dem Zeugs, das wir gespielt haben« (S. 46)), ohne dabei bei einer Vollzeitbeschäftigung zu landen, wie sie für Künstler der Hoch- oder Pop-Kultur mittlerweile funktioniert, die eine reproduzierbare Identität entwickeln und vermarkten, genauso wiedererkennbar für kommerzielle Vermarkter wie für öffentliche Geldgeber. So hielt er, auch Jahrzehnte nach dessen Verschwinden aus der Gesellschaft, an dem Aspekt der entlohnten Musikarbeit fest, der ihre ursprüngliche Faszination ausgemacht hatte: sich ein Einkommen durch ein völliges Aufgehen in der Vollzeitbeschäftigung mit dem musikalischen Material an sich zu verschaffen, ohne sich dabei einen Kopf um ein Publikum und dessen vermeintliche Bedürfnisse zu machen.

Watson argumentiert nachdrücklich, dass die freie Improvisation – zumindest so, wie sie Bailey spielte und theoretisierte – der Vermarktung widersteht. Das stimmt insofern, als die Geschäftemacher im kulturellen Bereich und ihre angestellten Experten von vorsätzlich nicht reproduzierbarem Gebaren bei gleichzeitiger offensiver Ablehnung der Codes von Rockstarglamour und ernsthaftem Künstler-

[1] Bailey besteht darauf, dass sein eigenes Bedürfnis nach »Vollzeit« eine persönliche Entscheidung unter konkreten Umständen war, keine Vorschrift für irgendjemand anderen. Er arbeitete auch mit unzähligen Musikern, deren Anti-Professionalismus zu dauerhafter »Teilzeit« führte.



weiterlesen:

Eine längere englische Orignialfassung des Textes findet sich unter *www.metamute.org/en/Company-Work-v-Patrician-Raiders*

Ben Watson: Derek Bailey and the Story of Free Improvisation. Verso 2004.

Derek Bailey: Improvisation. Its Nature and Practice In Music. Da Capo Press 1993.

Wildcat 67, »Wären diese Zeiten aufrührerisch«, Besprechung von Felix Klopotek: how they do it. Free Jazz, Improvisation und Niemandsmusik.

dasein abgeschreckt sind (besonders angesichts der Masse an eifrigen und einfacheren Alternativen). Investoren betrachten dies als ein Fehlen von Qualitätskontrolle, sinnlosen Lärm, der das Signal der Kundenzufriedenheit verzerrt. Diese Ablehnung hat für die Praxis den »deutlichen Vorteil«, »dass weniger Kapital und weniger Karrieren auf diesem Ticket fahren« (S. 262).

Aber freie Improvisation, die nicht durch zusätzliche Jobs der Musiker (oder anderer) finanziert wird, muss sich dennoch »selber tragen«, indem sie verkauft wird. Ist die Musik erst einmal »innerhalb« der Warenform (ob als aufgenommenes Produkt oder als »Dienstleistung«, wie ein Auftritt, macht keinen Unterschied), macht auch der ästhetische Inhalt sie prinzipiell nicht weniger tauschbar als einen Frank-Zappa-Klingelton oder die Miete für einen Londoner Jazz Club. Deshalb auch Watsons Polemik gegen unkritische Schwärmer, die die Musik verklären und behaupten, ihre Reinheit würde die Bedingungen ihrer Herstellung und ihres Verkaufs aufheben. Mit diesem Gedanken im Hinterkopf ist es ganz hilfreich, den Spruch eines Versicherungsvertreters über Poesie und Intelligenz leicht umzuwandeln[2]: Freie Improvisation im Sinne Baileys widersteht der Warenform *beinahe erfolgreich*. »Beinahe« bleibt dabei das Größtmögliche, so lange das Kapital weiterhin von jenen Dingen gestärkt wird, die es noch nicht vernichtet haben.

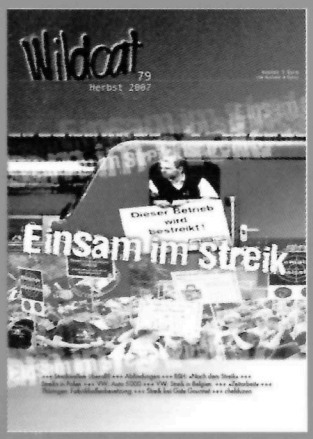
Eine zentrale These in der Diskussion des Begriffs Warenform findet sich wortwörtlich gegen Ende des Buches: das Problem mit der Ware ist kein *moralisches*, es ist materiell, oder wie Watson es bei künstlerischen Waren ausdrückt, *ästhetisch*. Die Freiheit der Menschen zu bestimmen, *was* produziert wird und *wie*, wird durch die Beanspruchung der lebendigen durch die tote Arbeit verzerrt, was zu immer verkümmerteren Gebrauchswerten entlang der Kette der produktiven Konsumption führt. Daraus folgt, dass es nicht moralisierend ist, unter Angabe von *ästhetischen Gründen* professionelle Musik abzulehnen, sogar – in dem Falle eher besonders – wenn wenig oder nichts übrig ist von den proletarischen Musikjobs, an die sich Bailey aus seinen Zwanzigern erinnerte, noch von den besonderen Arbeitsbedingungen, die er sich später stur sicherte. Um es ganz offen zu sagen, jemand, der einen Plattenvertrag hat oder fortwährend Anträge auf finanzielle Förderung und Stipendiatenprogramme stellt, wird wahrscheinlich weniger Zeit damit verbringen, an der Musik selbst zu arbeiten – oder, wie Bailey insistieren würde, über sie zu lernen – als ein völlig konzentrierter »Teilzeitmusiker«, der sich diese Zeit mit einem »normalen«, ganz unkreativen Tag- (oder Nacht-) Job verdient.[3] Die Kunst eines Teilzeitmusikers ist sicherlich eher von der Erfahrung entfremdeter Arbeit bestimmt, die nicht hoffnungslos durch den Glauben an die eigene Persönlichkeit als die grundlegende produktive Kraft verzerrt ist. Das heißt eben nicht, abseits zu stehen. Im Gegenteil, sich in perspektivlosen Jobs herumzuschlagen schafft Nüchternheit (oder »Zynismus«) angesichts der warenförmigen Welt und demzufolge die Ablehnung einer selbstgefälligen freiberuflichen Bereitschaft, in ihr zu wetteifern. Im Gegensatz dazu gaukeln sich Künstler, die erwarten, in ihrem Bereich Erfolg zu haben, viel eher vor, dass der Kapitalismus Kreativität und harte Arbeit belohnt. ■

[2] Wallace Stevens: »Man Carrying Thing«, Collected Poems, Faber&Faber 1984, S.350.

[3] Der Versuch, »Stütze« einzufordern und längerfristig zu erhalten fällt sicherlich in diese Kategorie, obwohl man – um dabei erfolgreich zu sein – mindestens soviel Kreativität benötigt, wie bezahlte Künstler sie sich selbst zuschreiben.

Wildcat

Back Issues.



Wildcat 79 (Herbst 2007)

Zehn Monate später: nach dem **Bosch-Siemens-Streik**

Abfindung: Kohle nehmen und gehen?

Bike Systems Nordhausen: Eindrücke aus einer besetzten Fabrikhalle

Interviews zu Leiharbeit

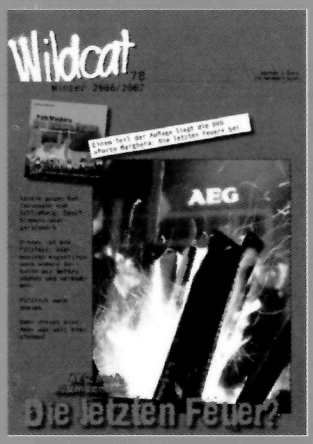
VW Wolfsburg: Gespräch über Auto 5000

Streik bei VW Forest/Belgien

Den Druck weitergeben Arbeiten fürs Job-Center

Sechs Monate Streik bei **Gate Gourmet** (Buchbesprechung)

Besetzte Betriebe in Argentinien



Wildcat 78 (Winter 2006/2007)

Arbeiterautonomie im Veneto: DVD und Interview

Streik bei Bosch-Siemens in Berlin

Belgien: Streik bei VW

Dorfkollektive im Osten

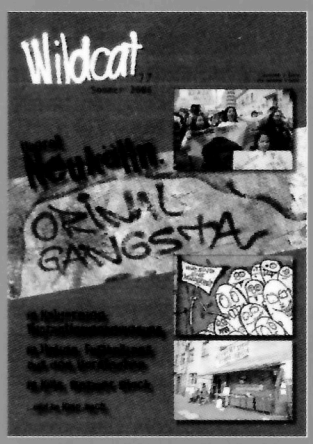
Der Markt mischt sich überall ein –
Neue Prekarität, Ausbeutung und Raub des Wissens

Gewerkschaften auf neuen Wegen

Workers Center weltweit?

Migrantische Arbeit

Automobilindustrie: Slowakei – das neue Detroit?



Wildcat 77 (Sommer 2006)

Streiks im öffentlichen Dienst

Kämpferischer Frühling in Frankreich

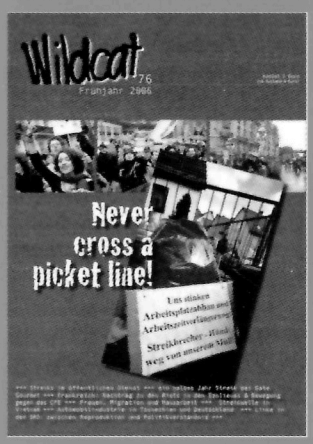
Nach den Riots in Frankreich: **Stolzer Abschaum**

»Barmer Block« in Köln besetzt

Fankurven und Vorstädte: Zur Dominanz der Rechten in den Fußballstadien Italiens

Unterwegs in China: aus der Göttin Demokratie wird die Göttin Ware

Sí se puede: MigrantInnenbewegung in Kalifornien



Wildcat 76 (Frühjahr 2006)

Die deutsche Linke zwischen Alltag und radikalem Anspruch

Streiks im öffentlichen Dienst • Streik bei Gate Gourmet

Automobilindustrie in Osteuropa • VW-Modell am Ende?

Frankreich: Eine zerfallende Gesellschaft oder eine Gesellschafft in Bewegung? • Gilles Dauvé: Wir wollen Nichts! • Die Bewegung gegen das CPE

Wie weiter in **New Orleans**?

Interview zur Situation im Iran • Streikwelle in Vietnam • Interview mit ArbeiterInnen bei Philips Semiconductors

Gender, Migration und Hausarbeit

express

ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT

In der aktuellen Ausgabe (10-11/07) u.a.:

- Gaby Gottwald: »Renten-Hasardeure«, Politik der Privatisierung der Altersvorsorge
- Tom Adler: »Falsche Gegensätze«, zur Geschichte der politischen Streiks nach 1945
- Harold Henke: »Händel im Handel«, steigende Streikwut im Einzelhandel
- »Gewerkschaften, die kämpfen«, Kritik im Vorfeld des IGM-Gewerkschaftstages
- Heinrich Becker: »Bildung geht stiften«, die andauernde Hochschulprivatisierung
- Anton Kobel: »Danke, André Gorz!«
- Europäi. Wanderarbeiterverband: »Auf dem Vormarsch: Scheinselbständigkeit«
- Thomas Sablowski: »Ganz gewöhnlicher Kapitalismus«, oder: was ist an Chinas Marktwirtschaft »sozialistisch«?
- Eva Maria Bruchhaus: »1, 2, 3, 4 Maos ...«, Spurensuche im »Musterländle« China

○ Ich möchte ein kostenl. Probeexemplar

Niddastraße 64
60329 FRANKFURT
Tel. (069) 67 99 84
express-afp@online.de
www.labournet.de/express

Probeheft gratis! da-abo@fau.org

Die ganze Lage schwarz auf rot

[Zeitung gegen üble Verhältnisse]

DA DIREKTE AKTION

www.direkteaktion.org

Impressum

Eigendruck im Selbstverlag
V.i.S.d.P.: P. Müller

wildcat

Abo:
6 Ausgaben für € 18,–
Ausland € 30,– (Österreich € 24,–)
Förderabo € 30,–

Einzelheft: € 4,– (Ausland € 5,–)

WeiterverkäuferInnen:
8 Exemplare des aktuellen Heftes für € 16,–
(Ausland € 20,– / Österreich € 16,–)

alle Preise incl. Porto.

Bestellung per

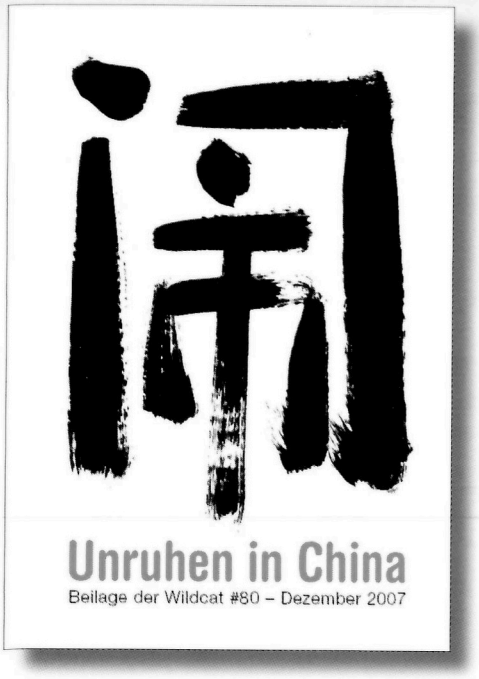
Brief: Shiraz e.V.
Postfach 30 12 06
50782 Köln

eMail: versand@wildcat-www.de

oder per Aboformular auf unserer Webseite.

Kontakt redaktion@wildcat-www.de

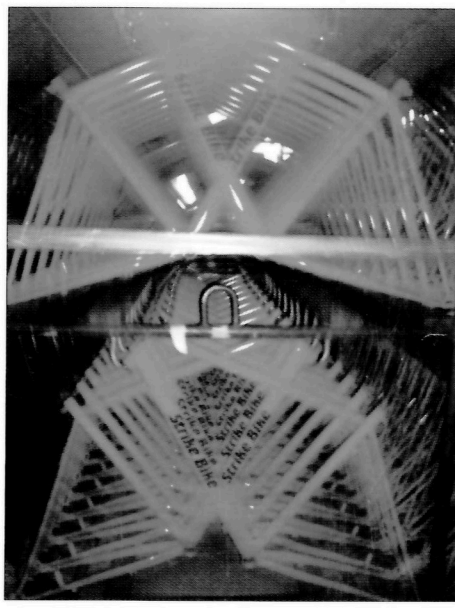
Archiv und Aktuelles
www.wildcat-www.de



Diesem Heft liegt ein 80-seitiges Special über die aktuelle Situation und die rasante Entwicklung der Kämpfe in China bei.

Artikel der Beilage:

- Unruhen in China
- Die Geister der Geschichte
- Gesichter der Wanderung
- Wanderarbeit in Tianjin
- Die unglückliche Arbeitergeneration
- Arbeiterinnen im maoistischen Patriarchat
- Eine gescheiterte Revolution?
- Adam Smith in Beijing
- Indonesien und China im Vergleich
- Unbequeme Filme in unbequemen Zeiten

Wildcat

- Wer darf was? GDL-Streik
- Das Aus bei Bike Systems Nordhausen: nach dem Strike Bike
- Anti-G8-Bewegung: wie weiter nach Heiligendamm?
- Arbeiten für VW: Auto 5000
- Bosch-Siemens-Hausgeräte-werk: nach dem Streik
- Auch nur ein Job: Organizing für ver.di
- Organisierungsversuche an privatisierten Kliniken
- Warenform und improvisierte Musik